



Koran und Koptenkreuz auf dem Tahrirplatz in Kairo: Die ägyptische Revolution hat die Religionen zusammengeführt

«Eine Revolution ist wie die Liebe»

ÄGYPTEN/ Wochenlang schaute die Welt gebannt auf Ägypten. Was wird nun aus dem Land am Nil? Die Politologin Elham Manea staunt, hofft und bangt.

«Eine Revolution ist wie die Liebe: Sie passiert einem – und danach schaut man weiter», sagte mir der libanesische Akademiker George Tamer. Die Revolution, die in Ägypten passiert ist, ist tatsächlich überraschend – angezettelt via Facebook durch junge idealistische Ägypterinnen und Ägypter. Sie wollten das Wunder von Tunesien wiederholen. Und sie haben erreicht, was sie wollten.

DAS STAUNEN. Ägypten zeigte sich in den letzten Wochen für viele von einer erstaunlichen Seite. Plötzlich merkte man in der Schweiz, dass die Ägypter Menschen sind wie alle anderen. Mit Kopftuch oder ohne Kopftuch, mit Bart oder ohne Bart, Menschen, die wollen, was alle wollen: Freiheit, Demokratie und ein würdiges Leben. Nie war ich so stolz auf meine ägyptischen Wurzeln wie in diesen Tagen, stolz auf die zivilisierten und friedlichen Demonstrantinnen und Demonstranten in Kairo, Alexandria, Suez und Port Said.

DIE INSPIRATION. Es gab inspirierende Momente: Ich denke etwa an die Demonstranten, die sich als Menschenschild vor das Ägyptische Nationalmuseum stellten, um Plünderer abzuwehren. Sie waren bereit, mit ihren Körpern die grossartige Geschichte ihres Landes zu verteidigen. Oder ich denke an Männer und Frauen, die gemeinsam – ohne Geschlechtertrennung! – auf dem Tahrirplatz beteten. Oder an die ägyptischen Kopten, die sich schützend um ihre betenden muslimischen

Landsleute gruppieren. Oder an jene Kopten, die ihre Sonntagsmesse auf dem Tahrirplatz abhielten. Oder, oder, oder.

DIE HOFFNUNG. Andere Momente stimmten mich hoffnungsvoll. Als der oberste iranische Geistliche, Ayatollah Ali Khamenei, den Volksaufstand gegen das ägyptische Regime von Hosni Mubarak als «islamische Befreiungsbewegung» bezeichnete, reagierte ein Anführer der Demonstranten empört. Er twitterte: «Wir sagen, misch dich nicht ein und geh schlafen. Wir bauen hier eine Demokratie.» Ägypter sind bekannt für ihren Humor. Sie haben ihn während dieser Zeit klar und deutlich gezeigt: «Der Einzige, der der Ausgangssperre gehorsam folgt, ist Hosni Mubarak», meldete ein Demonstrant vom Tahrirplatz.

Was in Ägypten geschehen ist, ist historisch, vergleichbar mit dem Fall der Berliner Mauer 1989. Trotzdem bin ich nicht blauäugig. Präsident Hosni Mubarak ist zwar zurückgetreten, aber sein korruptes System ist noch intakt. Die Armee, welche die Kontrolle übernommen hat, genießt in Ägypten zwar hohes Ansehen. Es bleibt jedoch unklar, ob der Militärrat willens ist, das System zu reformieren.

DIE SZENARIEN. Was wird passieren? Vier Szenarien sind möglich.

- Das türkische Modell: Die Armee erfüllt ihr Versprechen und garantiert den Übergang zu säkularer Demokratie und Rechtsstaat.

Die Trennung von Religion und Staat wäre dazu jedoch die Voraussetzung.

- Das alte System bleibt, nur die Gesichter werden ausgetauscht: Bei dieser Variante riskiert die Armee aber einen neuen Volksaufstand und die Destabilisierung des Landes.
- Das erschreckende iranische Schicksal: Islamisten kommen an die Macht, schaffen die Verfassung ab und ersetzen sie durch ein theokratisches Regime. Hierzu müssten die Islamisten die Armee neutralisieren, was kaum vorstellbar ist.
- Das Szenario «Zwischenstation»: Es gibt einige Reformen, eine politische Öffnung, aber keine Abkehr vom alten System.

DIE ROLLEN. Die Europäische Union und die USA werden eine wichtige Rolle spielen. Sie können ihr Fachwissen beim Aufbau solider Institutionen einbringen. Doch vorgängig muss der Westen endlich unmissverständlich Abstand nehmen von seiner alten Machtpolitik und die Unterstützung arabischer Autokraten aufgeben. Das wäre der grösste Dienst, den Amerika und Europa den arabischen Demokratiebewegungen erweisen können.

Was wird aus Ägypten? Niemand weiss es. Für heute will ich darüber auch nicht weiter nachdenken. Lassen Sie mich noch eine Weile den Zustand «revolutionärer Verliebtheit» geniessen. Dann schauen wir weiter.

ELHAM MANEA



BILD: PIA NEUENSCHWANDER

ELHAM MANEA, 45

hat ägyptische Wurzeln und ist jemenitisch-schweizerische Doppelbürgerin. Die Politologin hat in Kuwait, Jemen und Washington studiert. Heute ist sie Dozentin an der Universität Zürich und forscht über Demokratisierung im arabischen Raum und Frauen im Islam. Die Muslimin ist mit einem Schweizer verheiratet und lebt in Bern.



BILD: PIA NEUENSCHWANDER

PORTRÄT

Drei Millionen für eine «geniale Idee»

URSULA STREIT. Im Westen der Stadt Bern soll ein Haus der Religionen entstehen: ein Ort des Dialogs zwischen den Religionen. Ursula Streit unterstützt die Pläne mit drei Millionen Franken – und appelliert an die Reichen im Land, es ihr gleichzutun. Warum? «Weil es ein einmaliges Projekt ist.» > Seite 12



BILD: FABRINA HOFMANN ESTRADA

OFFEN

Eintreten in die Kirche

KIRCHENTÜREN. «Kirchen sind Lebensräume, nicht Museen», findet der Pfarrer von Samedan. Michael Landwehr setzt sich dafür ein, dass alle Kirchentüren im Kanton zuverlässig geöffnet sind. «reformiert.» überprüfte, wo seine Ideen umgesetzt sind – und wo nicht. Das Ergebnis ist nicht schlecht. > Seite 10



BILD: REINHARD KRÄMMER

RUHESTAND

Ich bin kein Missionar

GIOVANNI CADUFF. Er war Seelsorger, Manager und eine Institution der Bündner Kirche. Nun tritt Aktuar Giovanni Caduff ab – und zieht ein Resümee mit Licht und Schatten. > Seite 3

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Am Freitag, 4. März, ist Weltgebetstag. Dieses Jahr wird er nach einer Liturgie von Frauen aus Chile gefeiert. Informationen zu Anlässen in Ihrer Kirchgemeinde > ab Seite 13

Wenn der Napf in Peru läge

KAMPAGNE/ ... dann wäre er bald weggebaggert. Gedankenspiel des Hobbygoldgräbers, Biobauern und Theologen Jules Rampini.

«Das da vorne zwischen den zwei Dreiecksbergen – das ist der Napf», sagt Jules Rampini und stapft weiter zu der Linde, die er auf der Kante für seinen Sohn Ramiro gepflanzt hat. Rampini ist Kleinbauer in Luthern im Luzerner Hinterland, aber auch Theologe und Sozialarbeiter. Und wenn es sein muss, gibt er einem nebenbei eine Lektion in Geologie. «Wo jetzt der Napf steht, war vor Urzeiten ein Meeresdelta, in das sich die Flüsse ergossen», erklärt er und skizziert im Zeitraffertempo, wie die Flüsse vor Jahrmillionen Felsen, Kies und Sand hierher verfrachtet haben. In dieser Gesteinsmühle seien auch Goldnuggets aus den Uralpen zu kleinen Plättchen, sogenannten Flittern, gewalzt worden.

GEKÖPFTE BERGE. Mit einem Salto mortale über viele Millionen Jahre hinweg landet Rampini wieder in der Gegenwart – und in Peru. Wenn der Napf in Peru läge, so skizziert er, würden die idyllischen Molasseformationen ratzeputz und in Windeseile von gefräsigen Bulldozern abgetragen. «Seit der Goldpreis in die Höhe geschneit ist, lohnt sich der Tagebau bereits bei einer Ausbeute von 0,5 Gramm Gold pro Tonne Gestein», erklärt er. Die Goldausbeute von 0,5 bis einem Gramm pro Tonne entspricht exakt der geologischen Beschaffenheit der sanften Hügel rund um den Napf. «Würde man in diesem Stil Gold abbauen, wäre der Napf in fünf Jahren von 1400 Metern auf 900 Meter Höhe geschrumpft.»

VERGIFTETES WASSER. Mit diesem Vergleich zielt Rampini auf die Tagesausbeute der Mine von Yanacocha im Norden Perus, der zweitgrössten Goldmine der Welt. Dort fressen sich Bagger mit ihren mannshohen Schaufelzähnen ins Erdreich und schütten ihren Aushub in 250-Tonnen-Laster, die so hoch wie ein vierstöckiges Haus sind. An einem Arbeitstag werden so bis zu 600 000 Tonnen Erde und Fels bewegt. Mittlerweile sind ganze Berge abgetragen worden. Aus dem riesigen Areal der Mine, fast so gross wie der Kanton Nidwalden, ist eine Mondlandschaft geworden. Kommt dazu, dass die Mine den Bauern ringsherum buchstäblich das Wasser abgräbt. Denn sie verbraucht jährlich 180 Millionen Kubikmeter Wasser, um, in einer Mischung mit hochgiftigem Zyanid, in Bassins das Gold aus dem Gestein zu extrahieren. Mit entsprechenden Folgen. «Der Grundwasserspiegel sinkt, Quellen für die Landwirtschaft versiegen, und die 170 000 Einwohner der nahe gelegenen Stadt Cajamarca leiden permanent unter Wassermangel», erzählt Jules Rampini. Besonders problematisch am Goldlaugeverfahren findet er, dass die Auffangbecken selten dicht sind. So gelangen giftige Abwässer in die Umwelt. Beim Laugeverfahren werden auch andere Schwermetalle herausgelöst, die einen hochtoxischen Cocktail hinterlassen.

Dank der Mine ist das Bruttoinlandsprodukt rund um Cajamarca in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Die Kehrseite des neuen Reichtums zeigt sich laut Rampini aber deutlich: «Immer mehr Kinder der Region sind unterernährt. Die Mehrheit der Bevölkerung leidet unter Armut und Verschmutzung.» Das sei auf die ungenügende Entschädigung der Minenarbeiter und deren Vertreibung von ihrem Boden zurückzuführen. Ein Vorwurf, den der US-amerikanische Minenbetreiber Newmont während der parallel zum Weltwirtschaftsforum in Davos veranstalteten Public Eye Awards 2009 zu hören bekam. Damals wurde der Bergbaukonzern von der «Erklärung von Bern» und Greenpeace als «gewissenlosestes Unternehmen des Jahres» ausgezeichnet.

VERARMTES VOLK. Jules Rampini ist mittlerweile zu einem Experten für Goldabbau geworden. Das hat viel mit seiner Biografie zu tun: Nach seinem Theologiestudium waren er und seine Frau Beatrice neun Jahre lang für verschiedene Projekte der Bethlehem-Mission Immensee in Peru tätig. Im Norden des Landes organisierte er sechs Jahre lang Selbsthilfe für die Strassenkinder. Während dieser

«Trotz des Goldreichtums sind immer mehr Kinder in Peru unterernährt. Die Bevölkerung leidet unter Armut und Verschmutzung.»

JULES RAMPINI

sammelte Fakten, um die dunkle Seite der glänzenden Goldmedaille auszuleuchten. «Vor fast 500 Jahren zeigte sich in Cajamarca schon: Gold ist mehr Fluch als Segen.» Das verdeutlichte zum Beispiel die Geschichte des berühmten Inkaherrschers Atahualpa, der trotz der Zahlung eines Lösegelds von mehreren Tonnen Gold vom Konquistadoren Pizarro enthaupet wurde.

VERRÜCKTE IDEE. Aufgebracht von den Entwicklungen in Peru, fragte sich Jules Rampini, wie er die Menschen in der Schweiz für dieses Drama sensibilisieren könne. Mit dem Berner Geografen Jonas Lambrigger, der seine Abschlussarbeit über die von ihrem Land vertriebenen Bauern der Yanacocha-Mine schrieb, spielte er erstmals den Vergleich durch: «Was, wenn der Napf in Peru läge?» Rampini schmunzelt: «Natürlich war uns klar, dass schon hiesige Raumplanungsgesetz den Tagebau in der Schweiz verunmöglichen würde.» Aber gerade diese Spannung macht das Szenario so bedenkenswert. Denn auf der einen Seite würde die Schweiz einen solchen Goldabbau innerhalb ihrer Grenzen nie dulden, auf der anderen Seite macht sie mit dem Gold aus Peru glänzende Geschäfte: Mehr als die Hälfte des peruanischen Goldes wird über die Schweiz als eine der internationalen Drehscheiben für Goldhandel vermarktet.

Das Gedankenexperiment, das in der Folge weiterentwickelt wurde, überzeugte die Hilfswerke Brot für alle (BFA) und Fastenopfer. Die beiden Organisationen finanzierten für die diesjährige ökumenische Kampagne «Des einen Schatz, des andern Leid: Bodenschätze und Menschenrechte» denn auch den Animationsfilm «Wenn der Napf ein Peruaner wäre» der Luzerner Filmemacherin Corina Schwingruber.

SAUBERES GOLD. Im Film posiert Jules Rampini mit einer Goldwaschpfanne im Bachbett. Er weiss: Die Abenteuerromantik der Goldwäschereschen, wie sie noch Jack London in seinen Romanen schildert, ist passé. Aber: Je mehr die Menschen über den schmutzigen Goldabbau wissen, desto grösser wird ihr Bedürfnis nach «sauberen»



Empört über den Goldabbau in Peru: Hobbygoldwäscher Jules Rampini

JULES RAMPINI, 49

Der Biobauer und Theologe kommt aus dem Napf, dem bekanntesten Goldgebiet der Schweiz. Der Hobby-Goldwäscher ist einer der grössten Kritiker des Goldabbaus in Peru: Während seines neunjährigen Auslandsaufenthalts hat er die Praktiken der dortigen Minengesellschaften kennengelernt.

BILD: MARCO FRAUCHNER

Verlobungsringen und Götti-Batzen. Grossbritannien etwa wagte zum diesjährigen Valentinstag eine Premiere: Lanciert wurde Goldschmuck mit Fairtrade-Siegel.

Für die Zukunft wünscht sich Jules Rampini, dass die Schweiz den ins Bergbaugeschäft involvierten einheimischen Unternehmen auferlegt, die Menschenrechte zur Messlatte ihres unternehmerischen Tuns zu machen. Zu den Firmen, die in Peru mit fragwürdigen Praktiken hervortreten, gehören laut BFA und Fastenopfer die in Zug domizilierten Bergbaukonsortien Xstrata und Glencore.

Für die Eröffnungsveranstaltung der ökumenischen Kampagne wird Rampini am 12. März mit seinem Esel von Luthern nach Luzern hinunterziehen. Um Unterschriften zu sammeln für die Petition der Hilfswerke: «Unternehmen müssen Menschenrechte achten!», DELF BUCHER

Was hat Gold mit hungernden Menschen zu tun?

Antworten geben die christlichen Hilfswerke Brot für alle (BFA) und Fastenopfer mit der ökumenischen Kampagne 2011 zum Thema «Des einen Schatz, des andern Leid: Bodenschätze und Menschenrechte».

KAMPAGNE. Die Hilfswerke kritisieren, dass der Reichtum unter dem Boden vieler Länder kaum je der einheimischen Bevölkerung zugutekommt. Den Staaten entgingen im Gegenteil aufgrund ungerechter Verträge und unfairer Preise jährlich Milliarden Dollar an Einnahmen. Der Abbau von Rohstoffen habe zur Folge, dass die Bevölkerung häufig ohne genügende Entschädigung und gleichwertigen Ersatz von ihrem Boden vertrieben werde und unter Hunger und Armut leide.

AKTIONEN. Um über die Problematik zu informieren, geben BFA und «Fastenopfer» jährlich eine Agenda heraus. Am 10. März wird eine Unterschriftensammlung lanciert. Unter dem Titel «Unternehmen müssen Menschenrechte achten!» werden die Schweizer Behörden aufgefordert, eine einheitlichere Aussen- und Wirtschaftspolitik zu betreiben, welche auch die Unternehmen stärker in die Pflicht nimmt. Vom 9. bis 24. April verkaufen Hunderte von Bäckereien in der Schweiz ein «Brot zum Teilen», von dessen Verkauf je 50 Rappen an Projekte und Programme der beiden Hilfswerke gehen. Und am 2. April beteiligen sich Prominente am Verkauf von 160 000 Max-Havelaar-Rosen, deren Erlös Entwicklungsprojekten zugutekommt. BFA/ARU

www.oekumenischekampagne.ch

GEPREDIGT

HANS-PETER SCHREICH
ist Pfarrer in Valchava/
Sta. Maria/Müstair



L'uraziun po avrir a nus in spazi enorm!

«Segner, mussa nus ad urar!»
Lucas 11,1

LA BIBLA. Ella è plaina d'uraziuns! Gia il psalter cumpiglia 150 chanzuns o uraziuns! Er uschiglio inscuntrain nus adina puspè ad uraziuns en la Bibla. Jesus e ses giuvnals han chantà ed urà psalms. E tuttina rogan ils giuvnals: «Segner, mussa nus ad urar!» E l'apostel Paulus scriva: «Nus na savain betg adina, tge che nus avain d'urar.» (Rom 8, 26)

TGE È QUAI: URAR? Simplamain: «dir si» Babnoss? U urar senza plets, sco Hanna, la mamma da Samuel, en il tempel? Urar per sasez, sco en il choral: Dieu, ti ureglia a mai inclina? U surtut per auters, sco che gia Abraham ha fatg? En mintga cas envida Jesus d'urar! E quai cun l'empermischun: «Rugai, e vus vegnis a survegnir!» (Mt 7, 7). Ma el relativescha er: «Voss bab sa, tge che vus avais da basegn, avant che vus al rugais.» (Mt 6, 8)

BABNOSS. A tutta via mussa el suenter il Babnoss: Gia l'emprim pled «Bab» mussa che l'uraziun ha in adressat: insatgi, en il qual nus pudain avair fidanza, e quai sur nossa existenza terestra or. «En tschiel» n'è betg dalunsch davent, mabain dapertut e cumpiglia tut! «Tes reginam» e «tia veglia» èn realitads giavischablas er per nus; visiuns che pudessan mussar ina direcziun a nossa vita! «Noss paun da mintgadi» e tut quai che nus avain basegn per viver, na pudain nus en sasez betg ans gudagnar, mabain be ans laschar regalar.

«E PERDUNA!» Nus n'essan betg perfects – ni davant Dieu, ni davant noss conumans! Perquai stuain nus adina puspè rugar per perdun! Ma alura sco ils benedictins cun lur: «Ora et labora!» Damai: ura – e fa er ti quai che ti pos! «Perduna – sco ch'er nus perdunain ... E spendra nus dal mal!» Finalmain po be Dieu sez surventscher il mal! Ed alura anc quella gronda visiun: da «TES reginam! TIA pussanza! e TIA gloria!»

INA SFERA ILLIMITADA. In tal urar po manar nus! Betg en in mund imaginar – sco en il kino, nua che mintgin sa che quel n'è betg real! Ma el avra a nus in spazi che surpasa noss «jau». El po manar nus en in spazi enorm en il qual sa chatta er il Segner che inscuntra nus sco in Bab e ch'è il creatur da tschiel e terra, damai da tut! Er da noss conumans, e quai dals chars, sco er dals difficils! Cun urar poss jau entrar en ina sfera illimitada! E nà da quella poss jau empruvar da viver e d'organisar mia situaziun concreta ch'è oramai limitada!

INSCUNTAR DIEU. Urar è dapli co be dir plets, er sche plets pon gidar! Urar è: inscuntrar Dieu. Urar è finalmain in cumportament cumplessiv che lascha scriver Paulus: «Urai d'in cuntin!» (1. Tess 5, 17). Perquai ch'in tal cumportament cumplessiv rinserra Dieu e tut sias creaturas, tutga el tar noss esser uman!

SCRITTA en rumantsch grischun e PREGIADA en vallader-jauer ils 23 da schaner 2011 durant l'emna ecumenica jaura en la baselgia da Fuldera.



Für den Fotografen setzt er sich noch einmal auf seinen mächtigen Bürostuhl: Giovanni Caduff

«Ich bin kein Missionar, absolut nicht»

RUHESTAND/ Giovanni Caduff war Seelsorger, Manager und eine Institution der Bündner Kirche. Nun tritt er ab.

Sein mächtiger Bürosessel ist besetzt vom Nachfolger. Giovanni Caduff quetscht sich auf einen harten Holzstuhl im Mehrzweckraum. Noch drei Wochen ist er hier, dann wird er die Landeskirche an der Loëstrasse 60 in Chur verlassen. Fünfzehn Jahre war er Aktuar. «Äs isch eigentlich nur aangnehm gsin», sagt er in pointiertem Domleschger-Deutsch, ruhig und überlegt. Aber er meint nicht die letzte Zeit, sondern die ersten 25 Jahre seiner Berufstätigkeit. Da war er Pfarrer im ländlichen Almens, im Kurort Arosa, und unterrichtete als Professor (so hiess es damals wirklich) am Lehrerseminar Chur.

BAUERN- UND KURORTSPFARRER. Das sei eine andere Zeit gewesen, sagt Giovanni Caduff, damals, vor vierzig Jahren, in Almens, Rothenbrunnen und Trans. Da stand die Kirche mitten im Dorf, wörtlich und im übertragenen Sinn. Der Pfarrer war Autoritätsperson, auch der 24 Jahre junge Giovanni Caduff. «Schnell einmal» war er Mitglied in Vormundschaftsbehörde und Schulrat. Zwölf Lektionen, den Grossteil seiner Arbeitszeit pro Woche, verbrachte er mit Schülern. Auch diese Kontakte «aangnehm», unbelastet von Computergames und Freizeitstress. Schüler hörten noch gern Geschichten, selbst biblische, und Giovanni Caduff war ein grosser Geschichtenerzähler. Freie Wochenenden gab es nicht, der Pfarrer predigte jeden Sonntag, im Minimum in zwei Kirchen. Und Giovanni Caduff sagt: «Die Leute gingen noch in die Kirche. Nur schon rein zahlenmässig hat es sich gelohnt.»

Fünf Jahre dauerte diese Zeit im Domleschger. Und Giovanni Caduff erwartete nichts anderes, als dass er ein Bauernpfarrer bleiben würde. Aber dann kam der Ruf der Kurortsgemeinde Arosa. Und der Landbub, der als Kind nie weiter als Basel gekommen war, nahm die Herausforderung an. Am 1. Mai 1976 begann er seine Arbeit auf 1800 Metern. Wie vom Domleschger her gewohnt, wollte er mit Hausbesuchen beginnen. Aber da war niemand. Ganz Arosa weilte im Mai in den Ferien. «Meine Schritte hallten zwischen den grossen Hotels, und ich meinte, ich wäre in einer Geisterstadt.»

Der ehemalige Bauernpfarrer lernte schnell. Zum Beispiel, dass ausländische Gottesdienstbesucher ihm bereits am Ausgang mitteilten, was ihnen gefallen habe – und noch überraschender: was nicht. In den fünf Jahren auf dem Land hatte nie jemand seine Predigt kommentiert. Peinliche Lektionen, wie Anzug statt Frack beim Candle-Light-Dinner im Fünfsternhotel, lernte er notgedrungen. Schnell war er Mitglied am Ortsstammisch und im Rotary Club, erhielt Einladungen von Gästen ins Unterland und den Ruf von reichen Kirchgemeinden aus dem Kanton Zürich. Der Bündner Caduff war geschmeichelt, aber er blieb in seinem Kanton.

HERZ ODER GRAUE EMINENZ. «Äs isch eigentlich nur aangnehm gsin.» Was Giovanni im Rückblick auf die 25 Jahre in Almens, Arosa und Chur empfindet, das gilt für die letzten fünfzehn Jahre seiner Berufstätigkeit nur noch eingeschränkt. «Ich bin ratloser heute als vor vierzig Jahren.» Zwar stünden Kirchen in Graubünden immer noch mitten im Dorf, räumlich – aber im übertragenen Sinne kaum noch. Der Pfarrer sei nicht mehr automatisch eine Autoritätsperson, der Bündner Nachwuchs fehle, Kirchenvorsteher liessen sich immer schwerer finden, die Kirche verabschiede sich aus Sozialarbeit und den Schulen. «Das ist kein glanzvolles Resultat einer Berufstätigkeit», sagt er nachdenklich. Und schiebt nach: «Wir könnten den jüngeren Kollegen Ratschläge geben, was heute zu tun ist. Aber das halte ich für nicht zulässig. Dann hätten wir es besser machen sollen, als wir im Amt waren.»

Sein Amt – das war der «Aktuar des Kirchenrats». Die Bezeichnung schmeckt nach protestantischer Untertreibung, beim Kanton Graubünden heisst die vergleichbare Funktion «Kanzleidirektor». Über den Schreibtisch des Aktuars laufen die Fäden der Landeskirche zusammen. Hier werden Entscheide des Kirchenrats (der protestantischen «Re-

gierung») vorbereitet und umgesetzt. Hier wird offenkundig, was in der Kirche gut läuft – und was schief.

«Er ist das Herz der Bündner Kirche», sagen manche Kollegen von Giovanni Caduff. Andere sprechen von «grauer Eminenz» – und meinen es schalkhaft oder auch nicht. Giovanni Caduff schmunzelt. Er kennt das Wechselbad aus Lob und Kritik. Macht sei in der protestantischen Kirche ein Schimpfwort und Machtausübung werde mit Argusaugen betrachtet. «Ein Aktuar, der

eigene Ambitionen verfolgt, bekommt sofort Widerstand zu spüren», sagt Giovanni Caduff. Solange er gesund war, konnte er solche Spannungen gut ertragen. Doch in letzter Zeit ging es gesundheitlich nicht mehr so gut.

DAS CREDO. Giovanni Caduff spricht gern über seine Jahre im Dienst der Kirche, doch nicht ein einziges Mal fallen die Worte «Jesus» und «Gott». Warum nicht? «Ich bin kein Missionar, absolut nicht», sagt Giovanni Caduff, ruhig aber klar. Die Kirche werde nicht glaubwürdiger, wenn ein Pfarrer häufig biblische Worte gebraucht. «Menschen müssen merken, dass ich meinen Glauben lebe. Wie ernst mir meine Überzeugung ist.» Das habe er versucht, das sei sein Credo. Mehr nicht. Aber auch nicht weniger.

Hat er wirklich gar keine Mission – auch keine politische? «Nein», sagt Giovanni Caduff dezidiert, «eine Kirche, die politische Ziele vertritt, ist nicht meine Sache.» Denn Politik sei heute immer parteipolitisch. Kirche aber müsse überparteilich sein. «Darum könnte ich als amtierender Pfarrer, obwohl ich parteipolitische Neigungen habe, niemals in eine Partei eintreten.»

Und was wird jetzt, nach dem 28. Februar, dem Tag seiner Pensionierung? Er wechsle in den nächsten Zivilstand, sagt Giovanni Caduff. Und fügt bedächtig in Domleschger-Deutsch an: «Jetzt kunnt en Abschnitt, woni völlig nümme im Griff han.» **REINHARD KRAMM**

«Eine Kirche, die politische Ziele vertritt, ist nicht meine Sache.»

GIOVANNI CADUFF

NACHRICHTEN

Parlament: Kruzifixe in Walliser Schulen

SVP-POSTULAT. Der Walliser Grosse Rat wird in der Märzsession ein Postulat der SVP zu Kruzifixen in der Schule behandeln. Die Partei fordert den Staatsrat auf, Massnahmen zu ergreifen, damit in jedem Klassenzimmer einer öffentlichen Schule ein Kruzifix hängt. **REF.CH NEWS/KIPA**

Katholiken: Austritte nehmen stark zu

ZÜRICH. Wegen der Missbrauchsfälle treten Schweizer Katholiken vermehrt aus der Kirche aus. Im Kanton Zürich habe der Anstieg gegen fünfzig Prozent betragen. **REF.CH NEWS**

Vierter Kandidat für Zürcher Präsidium

KIRCHENRAT. Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist soll reformierter Kirchenratspräsident werden. Eine interfraktionelle Wählervereinigung der Zürcher Synode hat ihn für das Amt nominiert. Die Pfarrer Andrea Marco Bianca, Michel Müller und Hans-Peter Geiser kandidieren ebenfalls. Die Wahl ist am 15. März. **REF.CH NEWS**

KIRCHENRATSTELEGRAMM

SITZUNG VOM JANUAR 2011

ZIELE KIRCHENRAT

Der Kirchenrat legt die Ziele der einzelnen Departemente fürs Jahr 2011 fest.

THEOLOGIE-STUDIENDE

Dekan Pfr. Thomas Gottschall und Pfr. Andreas Rade (Ausbildungsförderung) haben sich mit Bündner Studentinnen der Theologie getroffen.

BESOLDUNG CHORLEITER

Der Kirchenrat passt das Reglement für die Besoldung der Chorleiter/innen der Teuerung an. Die aktuelle Fassung des Reglements 823 ist auf der Homepage der Landeskirche zu finden: www.gr-ref.ch unter Service – Gesetzessammlung.

SAFIENTAL

Der Kirchenrat genehmigt die Verordnung der Pastorationsgemeinschaft Safiental. Die neue Pastorationsgemeinschaft umfasst die Kirchengemeinden Safien, Tenna, Valendas und Versam. Die Landeskirche zahlte im Jahr 2011 Beiträge an Weiterbildungen von 74 600 Franken aus.

LAGER

Lager für Kinder und Jugendliche wurden im Jahr 2011 mit 92 450 Franken unterstützt.

SEK 2014 IN GRAUBÜNDEN

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund führt seine Abgeordnetenversammlung im Sommer 2014 turnusgemäss in Graubünden durch.

MITGETEILT VON Kurt Bosshard



Kirche Wahlern: nach dem Brandanschlag (Januar 2010) und nach der Renovation (November 2010). Die Täter sind weiterhin flüchtig

Kirchenschändungen: kaum religiös motiviert

VANDALISMUS/ Brandanschläge in Solothurn und Wahlern, eingeschlagene Scheiben in Spiez: Attacken gegen Kirchen nehmen zu. Warum?

Abneigung gegen öffentliche Institutionen, also auch gegen die Kirche, gab der geständige Mann als Motiv an, nachdem er am 4. Januar einen Brandanschlag auf die St.-Ursen-Kathedrale in Solothurn verübt hatte. Kurz zuvor hatte er bereits einen Zug zum Entgleisen zu bringen versucht. Es war also, wie in beinahe allen Fällen, die in den letzten Jahren publik wurden (s. Text rechts), ein Einzeltäter, wenn auch mit offensichtlich krankhaftem Antrieb, der die Tat beging.

Es gilt also, die Motive zu differenzieren, die zu den diversen Attacken gegen religiöse Gebäude oder Symbole führen. Während sie sich in Deutschland vermehrt gegen katholische Kirchen richten – die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» vermutet einen Zusammenhang mit den Missbrauchskandalen –, treffen Vandalenakte in der Schweiz katholische Kirchen etwa ebenso oft wie reformierte.

RANDALIEREN. In vielen Fällen müssen krankhafte Mutwilligkeit und pure Randalierlust angenommen werden, die mit dem religiösen Charakter der Gebäude vermutlich höchst wenig zu tun haben. Das gilt selbst für die nicht aufgeklärte Brandstiftung in der Kirche Wahlern, die Anfang 2010 grosse Zerstörungen anrichtete (s. Bild). Die Kirche steht einsam, ist offen und deswegen als Objekt «attraktiv». In der Tageszeitung «Der Bund» erläuterte damals die Berner Rechtspsychologin Leena Hässig, Brandstiftung diene oft «der seelischen Entlastung». Die Motivation sei selten klar, zudem hätten Brandstifter meist kein Bewusstsein dafür, dass sie mit ihrer Tat andere Menschen gefährden würden – «oder, wie im Falle der Kirche von Wahlern, ein wertvolles Kulturgut».

Auch in Spiez, wo im letzten Jahr zwei Mal die farbigen Kirchenfenster der reformierten Kirche eingeschlagen wurden, muss von Kulturvandalismus ausgegangen werden. Aber solange die Täterschaft nicht gefasst ist, kann über mögliche Motive nichts ausgesagt werden. Die Kirchgemeinde von Spiez setzte für sachdienliche Hinweise zur Ergreifung der Täterschaft eine Belohnung von tausend Franken aus.

URINIEREN. Urinieren und mit Kot verschmutzen: Das sind archaische Formen der Entheiligung, primitive Zeichen der Verachtung. In einem Fall in Winterthur jedoch ergaben die Untersuchungen, dass der Jugendliche mit seiner Untat bloss vor seinen Kollegen prahlen wollte. In Muttenz waren es Teenager, die die Kirche schändeten – und obwohl es sich um Kinder mit muslimischem Hintergrund handelte, ist der Symbolcharakter anders zu interpretieren als bei Erwachsenen. Was keine Entschuldigung sein kann.

Auch Sprayereien sind ein beliebtes Mittel der Unmutsäusserung. Aber auch hier gibt es verschiedene Motive. Eindeutig auf das Gebäude als religiösen Ort bezogen und daher gezielte Schändungen sind satanistische Sprayereien. So sollen denn die jugendlichen Täter in Malzers auch gesagt haben: «Wir wollten die Kirche beleidigen.» Nicht gegen die Kirche gerichtet hingegen waren jene Sprayereien, die Ökoanarchisten 2008 am Grossmünster in Zürich verübten: Sie missbrauchten die Wandflächen bloss für ihre Botschaft – es hätten auch jene des Rathauses sein können. Laut einem Polizeisprecher werden Kirchen jedenfalls nicht öfter besprayed als andere Gebäude: «Die Schmierereien sind in der Regel nicht religiös motiviert. Offenbar werden Kirchenwände wie andere Orte auch als Fläche für Sprayereien missbraucht.»

PROVOZIEREN. Anders verhält es sich mit den nationalsozialistischen Emblemen, die an der orthodoxen Kirche in Triengen LU gefunden wurden. Sie sind Ausdruck rechtsextremer Fremdenfeindlichkeit, die sich als politische Hassbotschaft gegen die mazedonischen Gläubigen richtete. Ebenso eindeutig sind die relativ zahlreichen Schändungen von Synagogen. Sie sind klar zu sehen als Zeichen von Antijudaismus, oft verbunden mit aktuellen Ereignissen im Palästina-Konflikt.

Fazit: Die Zahl der Vandalenakte gegen kirchliche Gebäude dürfte tatsächlich gestiegen sein, aber nur selten mit Religionskritik und Kirchenfeindlichkeit zu tun haben. Sondern eher damit, dass allgemein mehr randaliert wird. **KONRAD TOBLER**

Chronologie*

- 4. JANUAR 2011:** Ein Einzeltäter legt in der St.-Ursen-Kathedrale in Solothurn Feuer.
- 19. OKTOBER 2010:** Ein jugendlicher uriniert in der Stadtkirche von Winterthur.
- 15. OKTOBER 2010:** Zum zweiten Mal werden nach dem 5. Juni Glasscheiben der reformierten Kirche von Spiez eingeschlagen.
- 29. MAI 2010:** Jugendliche schlagen Scheiben der Kirche von Urdorf ZH ein und werfen Grabsteine um.
- 4. MAI 2010:** Die orthodoxe Kirche in Triengen LU wird mit Hakenkreuzen und anderen nationalsozialistischen Symbolen besprayed.
- 1. FEBRUAR 2010:** Vandalismus in der Kirche von Altstätten SG.
- 23. JANUAR 2010:** Unbekannte zünden die Kirche in Wahlern/Schwarzenburg BE an.
- AUGUST 2009:** Zwei Jugendliche besprayed die Kirche St. Martin in Malzers LU mit satanistischen Symbolen.
- DEZEMBER 2008:** Ökoanarchisten besprayed das Grossmünster in Zürich.
- 24. MAI 2007:** Brandstiftung in der Synagoge in Genf.
- 24. MAI 2007:** In der Synagoge von Lausanne werden Scheiben eingeschlagen.
- DEZEMBER 2006:** Hakenkreuze an der Synagoge in Bern.
- NOVEMBER 2006:** Kinder urinieren in der katholischen Kirche von Muttenz BL und zerstören Gegenstände.
- 4. JUNI 2006:** Hakenkreuze an einer Synagoge in Zürich.

* ohne Anspruch auf Vollständigkeit

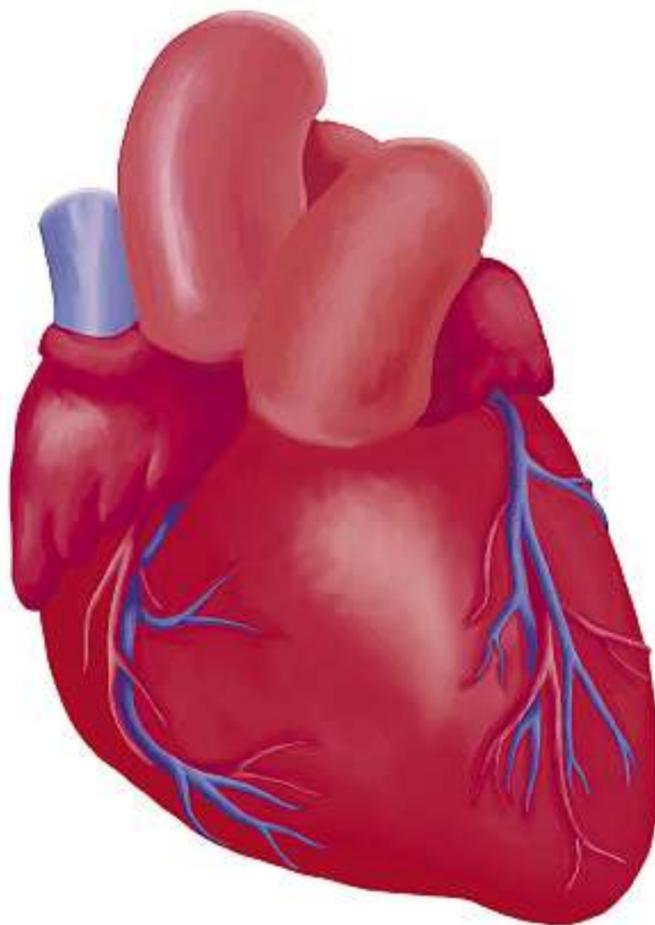
SPENDEN / Bei der Organentnahme ist der Körper noch warm: Wann ist man wirklich tot?

EMPFANGEN / Weiterleben mit einem fremden Herzen: Wie schafft man das?

«I schänke dr mis Härz»

ORGANSPENDE / Würden Sie es tun? Ihr Herz verschenken, Ihre Leber, Ihre Lunge? Organe spenden ist christliche Nächstenliebe. Oder etwa nicht?

CHRISTA AMSTUTZ TEXT / SABINE FREIERMUTH ILLUSTRATIONEN



Beispiel das Widerspruchsmodell prüfen. Bis jetzt gilt in der Schweiz: Organe dürfen nur entnommen werden, wenn dazu eine Einwilligung vorliegt. Ist der Wille der verstorbenen Person nicht bekannt, entscheiden die Angehörigen. Sind diese nicht erreichbar, ist eine Organentnahme verboten. Beim Widerspruchsmodell, das in mehreren europäischen Ländern praktiziert wird, gilt: Wenn kein Nein des Verstorbenen beziehungsweise seiner Familie vorliegt, wird er zum Organspender. Für Franz Immer, Direktor von Swisstransplant, steht fest: Eine strikte Widerspruchslösung wie in Österreich oder Belgien kommt in der Schweiz nicht infrage: «Wir würden weiterhin den Willen der Familie erfragen.»

IDEE. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) hat gegenüber dem Widerspruchsmodell offene Fragen. Eine gemeinschaftliche Verpflichtung zur Organspende, der man sich nur per Willenserklärung

entziehen könne, sei ethisch und theologisch kaum begründbar, macht der SEK geltend. Die Medizinethikerin Ruth Baumann-Hölzle ist klar gegen das Modell: «Es darf nicht sein, dass über einen urteilsunfähigen Menschen einfach so entschieden wird.» Auch mit der heute geltenden Zustimmung via Angehörige ist sie nicht glücklich. «Meist ist der Wille des Betroffenen nicht bekannt. Also entscheiden die Angehörigen nach ihrem eigenen Werteprofil.» Optimal fände sie den Grundsatz: Für eine Organspende kommt nur infrage, wer ihr selber zugestimmt hat. Aktuell werden schweizweit lauter neue Ideen lanciert, um die Spendenbereitschaft zu erhöhen. Sie machen auch vor finanziellen Anreizen nicht halt: Versprochen werden etwa die Übernahme der Bestattungskosten für Organspender, Rabatte auf die Krankenkassenprämien oder gar Steuerabzüge.

FRAGEN. Die Transplantationsmedizin stellt den Menschen vor viele schwierige Entscheidungen. Bei Lebendspenden etwa ist der moralische Druck auf die Angehörigen als mögliche Spender riesig. «Würde ich meiner Schwester eine meiner Nieren schenken?», fragt sich Alberto Bondolfi. Und Ruth Baumann-Hölzle antwortet auf die Frage, ob sie selber ein Organ annehmen würde: «Vor allem als unsere Kinder klein waren, hätte ich das getan.» Deshalb ist sie trotz aller offenen Fragen auch selbst zu einer Spende bereit: «Eine Organspende ist immer ein Geschenk, ein Opfer.» Natürlich ist auch Franz Immer, Direktor von Swisstransplant, Organspender. Er erlaubt sich aber eine persönliche Ausnahme. «Meine Augenhornhaut möchte ich nicht geben. Ich schaue einem Menschen immer zuerst in die Augen.» Die Frage, ob und welche Organe man spenden wolle, müsse jeder für sich entscheiden, findet er. «Ich respektiere es, wenn jemand nach seinem Tod ungestört bleiben will oder Mühe hat mit der Vorstellung, dass sein Herz in einem anderen Menschen weiterlebt.» **CHRISTA AMSTUTZ**

2010 haben hierzulande gerade mal 214 Personen ihre Organe gespendet. Damit steht die Schweiz in Europa an zweitletzter Stelle. Was die Anzahl – durchschnittlich vier – und die Qualität der Organe pro Spender anbelangt, ist die Schweizer Spitzenmedizin jedoch europaweit führend.

DEBATTEN. Fakt ist: Ohne die lateinische Schweiz wären die Spenderzahlen noch niedriger. Die Hälfte aller Organspenden kommen aus dem Tessin und der Romandie. Dort gibt es auf jeder Intensivstation eine Pflegefachperson, die sich um das Organspendewesen kümmert, Angehörige informiert und betreut und das übrige Personal weiterbildet. Ob auch kulturelle Unterschiede eine Rolle spielen? «Die Hirntoddebatte etwa findet im italienischen und französischen Kulturkreis nicht statt», sagt Alberto Bondolfi, Ethikprofessor an den Universitäten Lausanne und Genf. Persönlich ist der Tessiner überzeugt: «Wenn ich hirntot bin, wächst zwar mein Bart weiter. Meine personale Existenz jedoch ist zu Ende. Mein Körper ist nur noch eine Hülle, ein Andenken an mich.» Dies sehen in der Deutschschweiz viele anders (vgl. Artikel auf Seite 7).

Das in den Siebzigerjahren in den USA entstandene Hirntodkonzept war die Geburtsstunde der Transplantationsmedizin. Von Anfang an wurde es heftig kritisiert, etwa mit dem Argument, der Hirntod stelle zwar den Eintritt in einen unaufhaltsamen Sterbeprozess dar, könne aber nicht mit dem Tod als Ende des Sterbens gleichgesetzt werden. Auch aus medizinischer Sicht war zu vernehmen, der Prozess der körperlichen Desintegration dauere länger als anfangs angenommen.

MODELLE. Im letzten Jahr starben in der Schweiz 59 Menschen, weil sie nicht rechtzeitig ein Spenderorgan erhielten. Drei Vorstösse im Parlament wollen dies nun ändern. So soll der Bundesrat zum

EDITORIAL

RITA JOST
ist «reformiert»-
Redaktorin in Bern



Nachdenken über die Konsequenzen

In der Schweiz gibt es zu wenig Organspenderinnen und -spender. Menschen sterben, weil es an Herzen, Lungen, Nieren fehlt. Ein Systemwandel hin zum «Widerspruchsmodell» könnte helfen: Dann würde Organspenden zur Regel und Nichtspenden zur Ausnahme.

DIE IDEE. Der Gedanke besticht. Genauso die Idee, im Fahrausweis zu vermerken, ob jemand spenden will oder nicht. Denn wer kann ernsthaft dagegen sein, dass mit seinen Organen Menschen gerettet werden?

DIE REALITÄT. Was theoretisch sinnvoll und menschlich selbstverständlich scheint, kann jedoch zum Trauma werden. Dann nämlich, wenn Angehörige am Sterbebett vom Willen des Sterbenden oder von den Bedürfnissen der Transplantationsmedizin überrumpelt werden. In dieser Ausnahmesituation ist die Realität hart und überfordernd. Denn die Organe der Spender müssen künstlich am Leben erhalten werden. Den «Todeszeitpunkt» bestimmt die Medizin. Ein sanftes Abschiednehmen ist das nicht.

WAS TUN? Der Spitzenmedizin zuvorkommen. Nachdenken über den eigenen Tod. Mit Angehörigen darüber sprechen. Sich informieren. Und dann entscheiden. Das kann den Hinterbliebenen dereinst helfen, mit einer schwierigen Situation klarzukommen.

Spenden oder nicht spenden?

TRANSPLANTATION / Egal, ob man sich schliesslich für oder gegen eine Organspende entscheidet: Die Fragen, die es zu klären gilt, gehen ans Eingemachte. Denn an der Grenze zwischen Leben und Tod bleibt vieles Glaubenssache.

Was ist ein Leben wert?

Wie teilt man Organe sinnvoll zu? Hat eine junge Mutter eher Anspruch auf ein Spenderherz als ein alter Single? Und was heisst das für die Medizin?

Nach werden im schweizerischen Transplantationswesen Menschen nicht in wertvolle und weniger wertvolle Mitglieder der Gesellschaft eingeteilt: Bei der Vergabe von Spenderorganen wird nach medizinischen Gesichtspunkten entschieden. Das Organ des Spenders muss zum Empfänger passen. Die Blutgruppen müssen sich vertragen, die Länge des Organs sollte stimmen und, bei Herz und Leber, auch das Gewicht. Kommen nach diesem medizinischen Auswahlverfahren mehrere mögliche Empfänger infrage, sieht das Gesetz drei Entscheidungskriterien vor. Gemäss diesen ist auch die Datenbank von Swisstransplant programmiert, welche für ein gemeldetes Organ nach möglichen Empfängern sucht.

Das wichtigste Kriterium ist die medizinische Dringlichkeit: Wer dem Tod nahe ist, hat Vorrang. Danach wird der medi-

auch ein 25-Jähriger, für den das Organ passt – die medizinisch gesehen erfolgreichere Kombination. In solchen Situationen wünscht sich Franz Immer von Swisstransplant mehr Entscheidungsspielraum für die Ärzte. Es gehe dabei um medizinische Nachhaltigkeit, betont er, und nicht darum, ob ein junger oder ein alter Mensch mehr wert sei. «Das Herz einer Siebzehnjährigen kann wiederum einer Sechzigjährigen gute Lebensjahre ermöglichen», so Franz Immer.

Nicht nur über die Gewichtung der Zuteilungskriterien wird diskutiert, sondern auch über ergänzende Auswahlhilfen. Das Clubmodell zum Beispiel funktioniert nach dem Grundsatz «Wer gibt, dem wird gegeben.» Die Medizinerin Ruth Baumann-Hölzle sagt dazu: «Wenn mehrere Personen medizinisch in gleicher Art und Weise infrage kommen, finde ich es sinnvoll, dass bevorzugt wird, wer selber bereit ist, ein Organ zu spenden.» Ihr Kollege Alberto Bondolfi findet hingegen: «Ein Bonus-Malus-System geht für Autos, aber nicht für Menschen.» Unser Gesundheitswesen basiere auf dem Grundsatz, dass allen Kranken geholfen werde. In der Transplantationsmedizin eine andere Logik anzuwenden, hält der Tessiner für gefährlich.

«Am Schluss werden Krebspatienten, die geraucht haben, auch nicht mehr behandelt.» Dem hält Baumann-Hölzle entgegen: «Es geht nicht darum, selbstschädigendes Verhalten zu bestrafen, sondern opferbereite Menschen zu belohnen.»

Ganz anders wird der Wert des Menschen auf dem illegalen internationalen Organmarkt gehandelt: Arme verkaufen eine ihrer Nieren für wenige Hundert Franken. Reiche bezahlen dafür um die 100 000 Franken. Anreise und Spitalkosten inklusive. **ca**

«Ein Bonus-Malus-System geht für Autos, aber nicht für Menschen.»

ALBERTO BONDOLFI, KATH. THEOLOGE

zische Nutzen einer Transplantation bewertet: Ein altes Organ ist in einem jungen Menschen wenig nachhaltig, und bei Nierentransplantationen werden unter Zwanzigjährige bevorzugt wegen der schweren Folgeschäden der Dialyse. Zuletzt wird berücksichtigt, wie lange jemand schon auf der Warteliste steht.

Dieses Auswahlverfahren hat auch Schwächen. Wer am Sterben ist, kommt vor allen anderen dran. Steht beispielsweise ein zwanzigjähriges Herz zur Verfügung, wird es aufgrund der Dringlichkeit einem 65-jährigen Patienten zugeteilt. Auf der Warteliste wäre aber

Wann ist man seelisch tot?

Was halten Seelsorgende von der Organspende? Stört die Entnahme von Organen den Sterbeprozess? Oder ist der Hirntod auch in religiöser Hinsicht das Ende?

Sterben ist, wenn die Seele in Gestalt eines Vogels aus dem Mund eines Menschen entweicht. So stellten es sich mittelalterliche Maler vor. Manchmal ist die Seele auf ihren Bildern auch als kleine Person dargestellt, die nach dem Tod noch etwas beim Körper des Toten verweilt. Im Zeitalter der Naturwissenschaft sind solche Vorstellungen aus den Köpfen von Theologinnen und Theologen verschwunden. In erstaunlicher Einigkeit übernehmen sie die Sicht der Medizin, wonach ein Mensch mit dem Hirntod tot ist.

Barbara Oberholzer, reformierte Seelsorgerin am Unispital Zürich, sagt, sie habe verschiedene Bilder dafür, was beim Sterben geschehe. Für sie sei aber klar, dass mit dem Hirntod der seelisch-geistige Sterbeprozess abgeschlossen sei. «Ich vertraue darauf, dass die Seele dann in den göttlichen allumfassenden Ursprung zurückkehrt, unabhängig davon, wie ein Mensch gestorben ist.» Oberholzer will ihre Organe spenden, weil sie weiss, wie sehnlich viele schwer kranke Patienten auf ein neues Organ warten. So hält es auch Hubert Kössler, katholischer Seelsorger am Inselspital Bern. Für ihn ist die mittelalterliche Vorstellung vom Seelenvogel «ein wunderbares Bild, das aber theologisch nicht überzeuge. Die Vorstellung einer Trennung von Leib und Seele sei nämlich nicht biblisch, sondern entstamme der griechischen Philosophie. Kössler glaubt, dass der Mensch beim Hirntod gänzlich stirbt, mit Körper und Geist, um danach mit verwandeltem Leib wieder aufzuerstehen. Über das «Danach» könne man nur in Bildern sprechen, betont er. Ihm selbst gefalle das biblische Bild des himmlischen Jerusalems, doch als Seelsorger wolle er jedem Patienten helfen, sein eigenes, für ihn stimmiges Bild vom Sterben und vom Tod zu finden.

Die Spitalseelsorgenden liegen ganz auf der Linie der Kirchen, die prinzipiell fürs Organspenden

sind. Weil Organspenden Leben retten kann, betrachten sie es als Akt der Nächstenliebe. Jesus würde Ja sagen dazu, predigte einst der deutsche Bischof Wolfgang Huber. Der Spenderausweis von Josef Ratzinger wurde mit seiner Wahl zum Papst hinfällig, da der Körper eines Papstes heilig ist.

Einer der seltenen christlichen Skeptiker ist der pensionierte Zürcher Pfarrer Harry Bertschinger, der zwanzig Jahre lang als Spital-

«Beim Hirntod stirbt der Mensch gänzlich, mit Körper und Geist.»

HUBERT KÖSSLER, SPITALSEELSORGER

seelsorger tätig war. «Das Sterben ist ein Prozess, der nicht mit dem Erlöschen der Hirnaktivitäten aufhört», ist er überzeugt. Dies habe er bei den Totenwachen für seine Mutter und Schwiegermutter selbst gespürt. Harry Bertschinger würde seine Organe nicht spenden, denn sie beinhalten für ihn «eine psychische Dimension». Der Pfarrer hat einen Kurs bei der Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross besucht und bedauert, «dass die Theologie den Menschen heute so stark mit den Augen der Naturwissenschaft sieht».

Die Weltreligionen befürworten das Organspenden grösstenteils. Allerdings sind die Meinungen innerhalb des Islams und des Judentums nicht einheitlich. So lehnen orthodoxe Juden das Spenden meist ab, weil ihnen die Integrität des toten Körpers wichtig ist. Am skeptischsten ist der tibetische Buddhismus, der das Sterben als einen Prozess sieht, der über den körperlichen Tod hinausgeht. Doch auch hier gewichten einige Vertreter stärker, dass mit Organspenden Leben gerettet werden kann. **sas**

Wie stirbt ein Org...

Wann ist ein Mensch hirn-, wann he... In welchem Moment werden ihm die... für eine Transplantation entnomme... Und warum erhält er dabei eine Nar...

«Der Mensch ist tot, wenn die Funktionen seines Hirns einschliesslich des Hirnstamms irreversibel ausgefallen sind», steht im Schweizer Transplantationsgesetz. Bis ein Mensch für hirntot erklärt wird, müssen zwei unabhängige Neurologen, die nicht zum Transplantationsteam gehören, im Abstand von sechs Stunden genau festgelegte Untersuchungen durchführen. Damit ist die Praxis in der Schweiz im europäischen Vergleich recht sorgfältig. In achtzig Prozent der Fälle werden zusätzlich zur klinischen Diagnose bildgebende Verfahren wie die Magnetresonanztomographie (MRT) eingesetzt, die das Gesetz nur in gewissen Fällen zwingend vorschreibt.

Hat der hirntote Mensch seinen Willen zuvor nicht festgehalten, werden die Angehörigen gefragt, ob die Organe entnommen werden dürfen. Oft wird kritisiert, dass sie in dieser Schocksituation gar nicht entscheidungsfähig seien. Im Fall einer Organentnahme werden die Atmung und der Kreislauf des Hirntoten aufrecht erhalten, damit die Organe weiter durchblutet bleiben. Dass die Toten nicht wie Leichen aussehen, scheinbar atmen, ihre Körper warm sind, empfinden viele Angehörige als belastend. Nach der Organentnahme kann sich die Familie noch einmal vom Verstorbenen verabschieden, dessen Leichnam aufwendig wieder hergerichtet wurde.

In der Schweiz werden alle Organentnahmen unter Vollnarkose durchgeführt. Damit setzt sich das hiesige Transplantationswesen der Frage aus, ob ein hirntoter Mensch nicht doch noch Schmerzen empfinden kann. Begründet wird die Narkose mit Reflexen, die vom Rückenmark ausgehen und das exakte chirurgische Arbeiten stören können. Zum anderen gehe es um Respekt gegenüber der Leiche.

Als wäre die Hirntoddebatte nicht schon anspruchsvoll genug, kommt aktuell eine weitere Fragestellung hinzu. Neu dürfen in der Schweiz auch Organe von herztoten Menschen, den

Organspender?

Arztot?
e Organe
n?
kose?

«Non Heart Beating Donors», entnommen werden. Wird auf der Intensivstation entschieden, bei einem Patienten die Reanimation und sonstige Therapien einzustellen, ist er ein potenzieller Organspender. Da die Organe nach einem Kreislaufstillstand aber nicht mehr durchblutet sind, werden nur die Nieren und allenfalls die Lungen entnommen. Für das Herz sind die vorgeschriebenen zwanzig Minuten Wartezeit nach Feststellen des Herzstillstandes zu lang.

Wie lange man einen Menschen am Leben erhalten sollte, sei eine der grossen ethischen Herausforderungen im intensivmedizinischen Alltag, sagt Franz Immer, Chirurg und Direktor von Swisstransplant: «Ist der Verlauf aussichtslos, schlagen die Ärzte vor, die

«Wie lange man einen Menschen am Leben erhält, ist eine grosse ethische Herausforderung.»

FRANZ IMMER,
DIREKTOR VON SWISSTRANSPLANT

Therapie abbrechen. Aufgrund eines solchen Abbruchs sterben siebzig Prozent aller Patienten auf den Intensivstationen, unabhängig von einer Organentnahme.» Die reformierte Medizinerin Ruth Baumann-Hölzle findet die Organspenden nach einem kontrollierten Herz-Kreislauf-Stillstand hingegen fragwürdig. «Es ist höchst problematisch, wenn sich in den ohnehin schon schwierigen Entscheidung zum Therapieabbruch gleichzeitig das Interesse an den Organen des Patienten einmischt.» CA

AUGENHORNHAUT

Die Transplantation der Augenhornhaut – die kein Organ, sondern ein Gewebe ist – gilt als erste erfolgreiche Transplantation der Geschichte. 1905 übertrug der österreichische Augenarzt Eduard Zirm einem erblindeten Tagelöhner die Augenhornhaut eines verunglückten 11-Jährigen. Heute handelt es sich um einen Routineeingriff, der in der Schweiz 400- bis 500-mal jährlich durchgeführt wird.

HERZ

Die Herztransplantation gilt als die prestigeträchtigste Transplantation. Herz-Kreislauf-Erkrankungen sind die häufigste Todesursache in Industrieländern. So warteten 2009 in der Schweiz 60 Personen auf ein neues Herz, 30 erhielten eines. Damit eine Herztransplantation erfolgreich ist, muss der Empfänger hinsichtlich Alter und Gesundheit sorgfältig ausgewählt werden.

LUNGEN

Die Lungentransplantation ist die lukrativste: 145 000 Franken berechnen Transplantationszentren dafür (12 000 Franken kostet eine Lebertransplantation, 80 000 Franken eine Herztransplantation). Die Zahl der Menschen, die auf eine Lunge warten, hat sich in den letzten Jahren stark erhöht. 2009 waren es in der Schweiz 120 Personen, 39 erhielten das ganze Organ oder einen oder zwei Lungenflügel.

LEBER

Nach der Niere ist die Leber das am zweithäufigsten transplantierte Organ. 2009 erhielten in der Schweiz 102 Personen eine neue Leber, nur ein kleiner Teil stammte von lebenden Spendern. Da die Leber sehr gut durchblutet ist und innerhalb kurzer Zeit wieder auf die Normalgrösse anwächst, werden auch Split-Operationen durchgeführt: Die gespendete Leber wird geteilt und zwei Personen eingepflanzt.

NIEREN

Nieren werden so häufig verpflanzt wie kein anderes Organ. 2009 waren es in der Schweiz 291 Stück, das sind 62 Prozent aller transplantierten Organe. Über ein Drittel stammte von lebenden Personen, die eine Niere spendeten. Die Alternative zur Transplantation ist die Dialyse, die als Ersatz für die nicht mehr funktionierende Niere dreimal wöchentlich Giftstoffe aus dem Blut wäscht.

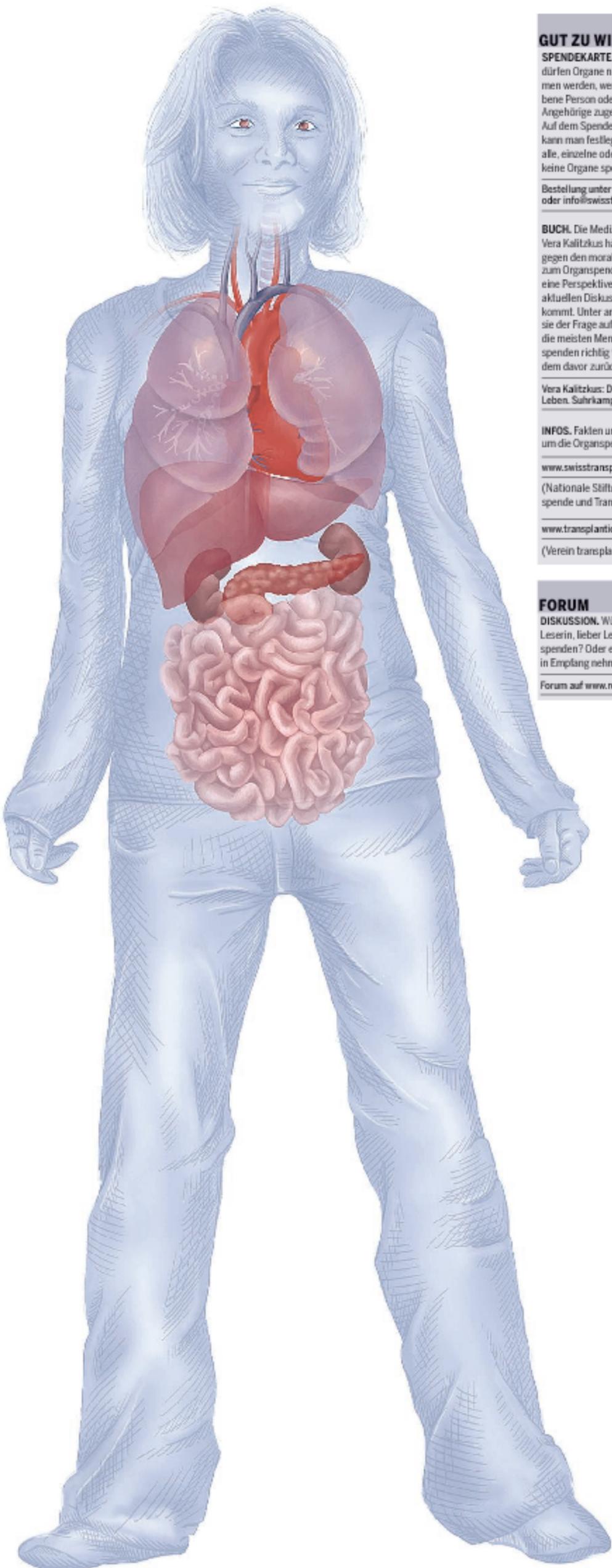
BAUCHSPEICHELDRÜSE

Die Bauchspeicheldrüse (Pankreas), die Verdauungsenzyme produziert, wird zur Therapie einer Form von Diabetes verpflanzt. Heute wird sie meist in Kombination mit der Niere transplantiert, um die Folgeschäden der Diabetes an der Niere aufzuhalten. 2009 wurden schweizweit 10 Bauchspeicheldrüsen transplantiert, in 10 weiteren Fällen die aus ihr isolierten Inselzellen, die Insulin produzieren.

DÜNNDARM

Weltweit äusserst selten ist die Transplantation des Dünndarms, der für die Verdauung und Aufnahme von Nährstoffen wichtig ist. In der Schweiz wurde sie von 1998 bis 2008 nur sechs Mal durchgeführt. Empfänger sind oft junge Menschen mit seltenen Erbkrankheiten. Abstoßungsreaktionen sind wegen den Immunzellen im Darm deutlich häufiger als bei anderen Transplantationen. SAS

Quelle: www.swisstransplant.org



GUT ZU WISSEN

SPENDEKARTE. In der Schweiz dürfen Organe nur entnommen werden, wenn die verstorbene Person oder deren Angehörige zugestimmt haben. Auf dem Spenderausweis kann man festlegen, ob man alle, einzelne oder gar keine Organe spenden will.

Bestellung unter Tel. 0800 570 234 oder info@swisstransplant.org

BUCH. Die Medizinerin Vera Kalitzkus hält ein Plädoyer gegen den moralischen Druck zum Organspenden und eröffnet eine Perspektive, die in der aktuellen Diskussion oft zu kurz kommt. Unter anderem geht sie der Frage auf den Grund, warum die meisten Menschen Organspenden richtig finden, aber trotzdem davor zurückschrecken.

Vera Kalitzkus: *Dein Tod, mein Leben.* Suhrkamp, 2009. Fr. 15.50.

INFOS. Fakten und Wissen rund um die Organspende:

www.swisstransplant.org

(Nationale Stiftung für Organspende und Transplantation)

www.transplantierte.ch

(Verein transplantierter Menschen)

FORUM

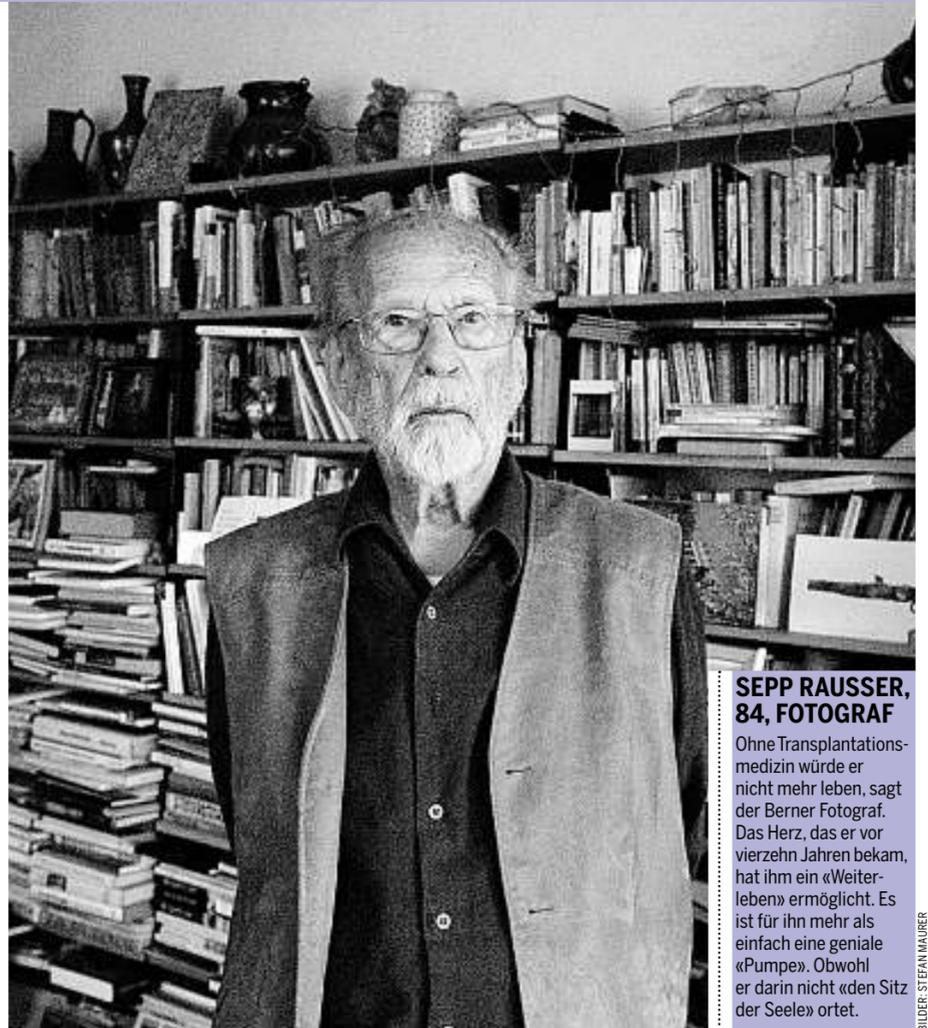
DISKUSSION. Würden Sie, liebe Leserin, lieber Leser, Ihr Herz spenden? Oder ein Spenderherz in Empfang nehmen?

Forum auf www.reformiert.info


**H. N., 64,
LEHRER**

Seine Partnerin lag hirntot auf der Intensivstation, als die Ärzte ihm die Frage stellten: Dürfen wir ihr die Organe entnehmen? «Es war eine Überforderung», sagt er heute. Nicht so sehr die Anfrage an sich, aber die Situation, in der sie kam.

H. N. hat für seine Partnerin entschieden und ist überzeugt, richtig gehandelt zu haben


**SEPP RAUSSER,
84, FOTOGRAF**

Ohne Transplantationsmedizin würde er nicht mehr leben, sagt der Berner Fotograf. Das Herz, das er vor vierzehn Jahren bekam, hat ihm ein «Weiterleben» ermöglicht. Es ist für ihn mehr als einfach eine geniale «Pumpe». Obwohl er darin nicht «den Sitz der Seele» ortet.

Sepp Rausser hat für sein neues Herz nur einen Namen: «ein Wunder»

BILDER: STEFAN MAURER

«Weiterleben» heisst zweierlei

GESPENDET/ Seine Partnerin starb an einem Hirnschlag. Am Totenbett hat er einer Organspende zugestimmt.

H. N., 64, LEHRER

«Ich muss es so sagen: Grundsätzlich finde ich Organspende sinnvoll. Der Tod meiner Partnerin und die Umstände der Organentnahme im Spital haben bei mir aber einige Fragen aufgeworfen. Ich war damals völlig überrumpelt. Der Schlaganfall meiner Partnerin kam aus heiterem Himmel. Sie war erst fünfzig, wir hatten uns am Morgen wie immer

«Beim Abschiednehmen auf der Intensivstation hatte ich das Gefühl, (im Weg) zu stehen.»

H. N.

voneinander verabschiedet. Am Mittag dann die Nachricht: Sie sei zusammengebrochen, man habe sie notfallmässig ins Spital gebracht, es sehe nicht gut aus. Eine Stunde später stand ich in der Intensivstation, am Bett einer hirntoten Frau. Sie sah aus wie immer, hatte eine gesunde Farbe, einen fühlbaren Puls, der Brustkorb hob und senkte sich. Die Ärzte aber sagten: Klinisch ist sie tot. Und fast gleichzeitig mit dieser Nachricht kam die Frage, die mich völlig überrumpelte: Ob meiner Partnerin die Organe entnommen werden dürfen, erkundigte sich eine Ärztin. Gefühlmässig war ich dafür. Eine konkrete Verfügung meiner Partnerin gab es aber nicht. Wir hatten nie darüber gesprochen. Ich musste ganz allein entscheiden. Wie? Ich versuchte, mich so gut wie möglich in sie hineinzuversetzen. Sie war ein Mensch mit einem grossen Herzen, lebensfroh, kontaktfreudig, solidarisch, hilfsbereit. Deshalb sagte ich schliesslich Ja. In der Überzeugung, die Organspende sei sicher in ihrem Sinne gewesen. Der Entscheid fiel mir nicht leicht, aber wenn ich zurückdenke, so war das in diesem Moment nicht das grösste Problem. Das wirklich Unmögliche war, wie und wo der Entscheid gefällt werden musste. Wir standen in einem unpersönlichen Spitalzimmer,

die Türe war offen, überall Hektik, Maschinen... Und die Ärztin hatte kaum Zeit für mich. Sie wurde immer wieder weggerufen. Ich hatte das Gefühl, da geht es gar nicht mehr um meine Partnerin, da geht es nur noch um das, was sie der Medizin noch zu bieten hat. Es war ein Riesenstress, ich fühlte mich elend, hilflos, masslos überfordert.

Das Abschiednehmen danach auf der Intensivstation habe ich in ganz schlechter Erinnerung. Dauern machten sich Pflegende an den Geräten zu schaffen, und ich hatte das Gefühl, «im Weg» zu stehen. Ich konnte mich nicht in Ruhe verabschieden. Irgendwann bin ich dann gegangen, in der Überzeugung, jetzt stellen sie die Maschinen ab. Erst im Nachhinein habe ich durch den Bestatter erfahren, dass der Todeszeitpunkt erst viel später war. Warum? Ich weiss es nicht. Niemand hat mich informiert.

Das alles hat mich noch lange beschäftigt. Ich wollte zuerst noch Kontakt aufnehmen mit dem Spital. Und habe es dann doch sein lassen. Erst jetzt, da ich davon spreche, merke ich, wie sehr mich das alles belastet hat. Ob mich diese Erfahrungen geprägt haben? Ich denke schon. Jedenfalls habe ich danach für mich selbst eine Patientenverfügung geschrieben und meinen Sohn und meine Tochter informiert. Das war eines der besten Gespräche, die wir je hatten. Sie wissen jetzt, dass sie meine Organe nach meinem Tod spenden dürfen. Aber ich sagte ihnen auch: Entscheiden und mit dem Entscheid weiterleben müsst letztendlich ihr. Ich bin ja dann tot. Dass das Herz meiner Partnerin möglicherweise noch lebt, hat mich nie beschäftigt. Auch nicht getröstet. Getröstet hat mich einzig, dass ich damals wohl in ihrem Sinn gehandelt habe.»

AUFGEZEICHNET VON RITA JOST

EMPFANGEN/ Er hat ein Spenderherz bekommen und sagt, es lebe sich anders. «Aber nicht so, wie viele denken.»

SEPP RAUSSER, 84, FOTOGRAF

«Alle stellen mir immer wieder diese eine Frage: Lebt es sich anders mit einem fremden Herz? Natürlich lebt es sich anders. Aber nicht so, wie alle denken. Ich fühle nicht anders, aber es geht mir viel besser. Vor fünfzehn Jahren ging es mir so schlecht, dass ich kaum zwanzig Schritte gehen konnte, ohne mich hinzusetzen. Meine Pumpe machte einfach nicht mehr mit. Ich hatte früher viel geraucht und auch bereits einen Herzinfarkt hinter mir. Die Diagnose, mein Herz tue es nicht mehr lang, überraschte mich deshalb nicht. Irgendwann sagte ich zu meiner Ärztin: «Dann müssen wir wohl ins Ersatzteillager.» Es sollte ein Spass sein, an eine Herztransplantation dachte ich nicht. Ich war ja schon fast siebzig. Also viel zu alt für eine solche

«Es ist ein Wunder. Ich empfinde heute noch täglich Dankbarkeit für dieses Organ.»

SEPP RAUSSER

Operation, dachte ich. Die Ärzte waren offensichtlich anderer Ansicht. So kam ich auf die Warteliste. Und eines Tages – erstaunlicherweise ziemlich bald schon – erhielt ich einen Anruf, dass ein passendes Organ gefunden sei. Ich hatte fast ein schlechtes Gewissen. Es gibt doch sicher jüngere, war meine erste Reaktion. Aber offenbar war dem nicht so. Jedenfalls waren zu diesem Zeitpunkt keine anderen, passenden Kandidaten da. Und so kam ich also zu meinem neuen Herz. Es war ein Wunder. Ich empfinde noch heute täglich eine grosse Dankbarkeit für dieses neue Organ. Unterdessen bin ich ja selber eine Art medizinisches Mysterium. Ich lebe seit vierzehn Jahren mit neuem Herz und bin, so glaube ich, einer der ältesten Herztransplantierten in der Schweiz.

Wer mein Herzspender war, weiss ich nicht. Das dürfen sie einem ja nicht sagen. Ich habe trotzdem immer wieder gefragt, denn es nähme mich schon sehr wunder. Aber da ist nichts zu machen. Ich kann das ja verstehen. Zugleich stelle mir dann halt so Sachen vor, denke zum Beispiel, es sei bestimmt das Herz einer schwarzen Frau. Natürlich ist das Unsinn, aber ich fände es schön, mit dem Herz einer Frau weiterzuleben. Mit der Zeit denkt man halt unwillkürlich über solche Sachen nach. Zu Beginn sah ich alles rein technisch. Das Herz war für mich einfach eine geniale Pumpe, aber sicher nicht der Sitz der Seele oder so etwas. Heute denke ich ein wenig anders. Nicht, dass ich im Herz die Persönlichkeit vermutete, oder gar unsere seelische Schaltzentrale. Aber vielleicht sind unsere Organe ganz generell mehr als einfach nur Maschinen. Die Erinnerung steckt ja nicht nur im Hirn, sie steckt in unserem ganzen Körper. Das sagen sogar einige Ärzte, hab ich mal gelesen. Wie auch immer: Heute bin ich vorsichtiger in den Formulierungen. Selbstverständlich bin ich ein überzeugter Befürworter der Organspende. Ich würde nicht mehr leben, wenn diese Operation nicht möglich gewesen wäre. Ob ich einen Spenderausweis hatte vor der Operation? Nein. Man ist ja manchmal etwas denkfaul. Ich machte mir einfach keine Gedanken darüber. Darum befürworte ich heute das sogenannte Widerspruchsmodell, wie es einige Nachbarländer kennen. Da ist jeder ein Spender, wenn er sich nicht ausdrücklich zum Nicht-Spender erklärt. Mir geht es gut heute. Auch wenn ich täglich zwölf Medikamente schlucken muss, denke ich doch: Das neue Herz war ein Riesengeschenk. Ja, ich bin unendlich dankbar.»

AUFGEZEICHNET VON RITA JOST

«Was ewig ist in der Zeit»

LITERATUR/ Silja Walter ist tot. In ihrem Schreiben wie Leben war die dichtende Nonne zeitlebens auf der Suche nach Gott.

In ihrem letzten Tagebuch, das etwa sechs Wochen vor ihrem Tod abbrach, schrieb Silja Walter, die dichtende Nonne im Kloster Fahr bei Zürich, den schlichten Satz: «Ich habe Hunger nach Gott.» Die Hinwendung zu Gott, die Gottsuche ist das grosse Thema, das sich durch Leben und Werk von Silja Walter zieht. Bereits in ihren frühen Gedichten fährt sie «aus den singenden Ufern hinaus, die reglose Mitte zu finden». Und auch ihre Dichtung fuhr aus. 1944, als sie lungenkrank im Sanatorium lag, hatte sie ein Exemplar ihres ersten Gedichtebands «unter dem Moos vergraben für Gott» dabei. 1948 führte die Gottsuche sie ins Kloster Fahr, wo sie in der Klausur ihren «eingezäunten dünnen geschienten Tag» auf der benediktinischen Laufmatte von Gebet, Arbeit und Meditation im «Tanz des Gehorsams» mehr als sechzig Jahre lang ging – wissend: Unter der Laufmatte des Tages lebt das ewige Leben. Glühend ist der Glaube, mit dem die Nonne ihren Weg läuft, glühend ist das Zeugnis, das sie davon gibt.

VERBORGENER SINN. In ihrer Autobiografie «Das dreifarbene Meer» öffnet Silja Walter die Klausurtüre einen grossen Spalt und lässt den Leser in ihre spirituelle Biografie hineinschauen – in ihre Lebensgeschichte, die sie selber als Heilsgeschichte deutet und in der sie schon teil hat an dem, «was ewig ist in der Zeit». Sie schreibt dort von ihrer Liebe zum Tanz und ihrer Neigung für das Theater, von ihren ersten Erfahrungen in der Klausur und von dem vorkonziliaren Schleier; von der Arbeit auf dem Feld und den Rubriken in der Liturgie, vom Entstehen ihrer Bücher und von ihrer Abneigung vor öffentlichen Auftritten; von ihrer Gottsuche im Kloster und dem Gottesgeheimnis des «dreifarbenen Meers». Sie lässt die Welt am verborgenen Sinn des Lebens im Kloster teilnehmen und trägt umgekehrt das stille Geheimnis des brennenden Dornbuschs aus dem Leben im Kloster durch den Türspalt in die Welt hinaus. Wenngleich die äusseren Grenzen ihrer Lebensform eng erscheinen, so ermöglichen sie ihr doch, frei und souverän «durch die Rinde des Dinglichen» hindurchzustossen, die «Herrlichkeit dahinter» zu finden, die Wirklichkeit «hinter den

Wäschekörben und Antiphonarien und hinter der Dogmatik, hinter den Prozessionen durch den geweissten Kreuzgang; und hinter dem Ganzen dahinter» und teilzunehmen an dem, «was ewig ist in der Zeit». Und sie stellt sonnenklar fest: «Gottes Gegenwart ist das, was ewig ist im Jetzt und Hier der Zeit.»

DURCHLÄSSIGES HERZ. Mit ihrem berühmten Gebet des Klosters am Rand der Stadt «Jemand muss dich kommen sehen» ist Silja Walter zu einer Stimme geworden, die die Gotteserwartung prophetisch durch alle Turbulenzen in Kirche und Gesellschaft durchträgt – auch für die Welt, die «oft so leichtsinnig» ist und «draussen herumläuft». Dabei nimmt sie sensibel die Zeichen der Zeit wahr, ahnt hinter den Fassaden den Gottes Hunger und hält die Abwesenheit Gottes aus, ohne an seinem Kommen zu zweifeln. Sie sieht nach beiden Seiten, nach der Seite Gottes und nach der Seite der Welt, und gibt Gott in der monastischen Stabilität ihres Glaubens ihr Herz als Durchgangsort zum Menschen: «Herr, durch meine Zellentüre kommst du in die Welt und durch mein Herz zum Menschen. Was glaubst du, täten wir sonst? Wir bleiben, weil wir glauben. Zu glauben und zu bleiben sind wir da.»

REGLOSE MITTE. Am 31. Januar 2011 ist Silja Walter endgültig aus den singenden Ufern ausgefahren, die reglose Mitte zu finden, die «Herrlichkeit dahinter». Am Ufer zurück liess sie wie kostbare Muscheln im Sand ihre vielen poetischen Bilder, Gedichte, Hymnen, Geschichten, Spiele, Prosatexte und Meditationen, in denen das Reden von Gott und das Reden zu Gott so leicht ineinsfällt und ansteckend wirkt. **ULRIKE WOLITZ**



Silja Walter lebte und schrieb über sechzig Jahre im Kloster Fahr bei Zürich

SILJA WALTER (1919–2011)

wurde 1919 in Rickenbach bei Olten geboren. Die Schwester des Schriftstellers Otto F. Walter studierte Literatur an der Universität Freiburg und trat 1948 ins Kloster Fahr ein, wo sie bis zu ihrem Tod am 31. Januar 2011 als Schwester Maria Hedwig lebte. Mit über sechzig Werken hat Silja Walter eines der reichsten Œuvre der Schweizer Literaturgeschichte vorzuweisen.

SILJA WALTER: Das dreifarbene Meer. Meine Heilsgeschichte – eine Biografie. Paulus-Verlag 2009, Fr. 34.90

GESAMTAUSGABE in zehn Bänden. Paulus-Verlag, je Fr. 67.–

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Von leckeren Torten und flüssigem Brot

KAFFEE. Die Liste der Nebenwirkungen ist lang: Nervosität, hoher Blutdruck, Kreislaufbeschwerden, Herzrhythmusstörungen und noch einiges mehr. Kaffee ist ungesund, wird gewarnt. Doch es gibt auch Studien, die das Gegenteil behaupten: Kaffee tut dem Herzen gut, wirkt krebshemmend, beugt Diabetes, Gicht und Alzheimer vor. Kaffee ist gesund. Was soll man jetzt glauben?

SCHOKOLADE. Ähnlich ist es bei der Schokolade. Sie enthält zu viel Fett und Zucker, ist also schädlich. Aber gar keine Schokolade ist auch schädlich, denn die Kakaobohnen enthalten gesunde Wirkstoffe. Sie wirken sich auf Herz und Kreislauf positiv aus, senken den Blutdruck, schützen die Gefässe und beruhigen die Nerven.

Und so rehabilitiert ein Berner Medizinprofessor die Schwarzwäldertorte mit dem Argument, sie bestehe aus gesunden Zutaten. Doch er fügt hinzu: «Die Stücke sind zu gross.»

MASS. Womit wir beim entscheidenden Punkt wären: der Frage nach dem rechten Mass. Was das konkret heisst, lässt sich in der Klosterregel des heiligen Benedikt nachlesen. Für Benedikt ist das rechte Mass die Mutter aller Tugenden. Es hält die Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, ist je nach Mensch verschieden und muss immer wieder neu ausgelotet werden. Das ist wesentlich klüger, als endlos über die gesundheitlichen Vor- und Nachteile von Kaffee, Schokolade und andern Nahrungsmitteln zu streiten.

WEIN. Wo die Sorge im Vordergrund steht, sich ja richtig zu ernähren, geht der Genuss verloren. Benedikt wusste das und gestand seinen Mönchen deshalb nicht nur eine gute Mahlzeit, sondern auch ein Glas Wein zu. Heute streiten sich die Experten, ob der Wein das Hirn schädige oder umgekehrt die Neubildung von Nervenzellen fördere. Von der Kunst des Geniessens sprechen sie nicht.

FETT. Dass die Diskussionen um die richtige Ernährung heute mit dem Eifer von Glaubenskriegen geführt werden, ist kein Zufall. Gesundheit ist zur Ersatzreligion geworden, wie der Arzt und Theologe Manfred Lütz feststellt. Mit viel missionarischem Eifer wird über versteckte Kalorien, Omega-3-Fettsäuren und tierische Fette debattiert. Dafür hat Manfred Lütz nur Spott übrig: «Es gibt Menschen, die leben nur noch vorbeugend, um dann gesund zu sterben. Doch auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot.»

BIER. Jetzt beginnt dann die Fastenzeit. Eine ernste Angelegenheit, gewiss, für die alten Mönche aber keine bierernste: Sie durften Bier trinken. Das «flüssige Brot» galt als Fastengetränk. Einige Klöster unterhalten bis heute Bierbrauereien. Auf der Etikette eines Klosterbiers ist oft ein dicker, fröhlicher Mönch abgebildet. Offensichtlich ein Geniesser. Und trotz eines vielleicht nicht ganz gesunden Lebensstils kerngesund.

LEBENSFRAGEN

Umweltkatastrophen: Leben wir heute schon in der Endzeit?

KLIMAERWÄRMUNG/ Die einen rufen nach Umkehr, die anderen warten auf den Weltuntergang. Was tut der Glaube?

FRAGE. Es gibt in letzter Zeit so viele Katastrophen: Überschwemmungen, Waldbrände, Unwetter und Dürrezeiten. Christliche Freunde von mir deuten diese Ereignisse als Zeichen der Endzeit und sagen, dass Christus bald wiederkommt. Deshalb sei es jetzt wichtig, so viele Menschen wie möglich durch Christus erretten zu lassen. Die Welt gehe sowieso unter. Mir machen solche religiöse Vorstellungen Angst. Ich selber deute viele dieser Katastrophen als Zeichen der Klimaerwärmung. Was meinen Sie dazu? F.E.

ANTWORT. Lieber Herr E., ist heute die Endzeit? Ich weiss es nicht und muss es auch nicht wissen. «Niemand kennt den Tag oder die Stunde», sagte Jesus und warnte vor Alarmismus und Panikmache. «Es wird manch falscher Messias und falscher Prophet aufstehen.» Und: «Gebt acht, dass niemand euch in die Irre führt!» (Markus 13).

Was ich aber weiss: Der christliche Glaube an die Zeitenwende hiess nie,

auch in biblischen Zeiten nicht, die Welt verloren zu geben. Schauen wir die Zeit, in der wir leben, genauer an: Die Wissenschaftler weisen uns auf die Notwendigkeit hin, im nächsten Jahrzehnt den Ausstoss von Treibhausgasen zu reduzieren, um die Klimaerwärmung abzuschwächen. Erdölfirmer wagen sich deshalb immer weiter hinaus aufs Meer, um neue Fördergebiete zu erschliessen. Ich selber geniesse jeden Tag meine mit Erdgas geheizte Stube, begleitet von Wehmut: Vielleicht werden es meine Kinder bald nicht mehr so gut haben wie ich.

Doch es stellen sich mir auch ethische Fragen: Das Erdöl wird in absehbarer Zeit verschleudert sein, bleiben wird eine mit Klimagasen angereicherte Atmosphäre. Zusätzlich verknappen sich weitere Rohstoffe. Wie werden die Menschen sich dann ernähren? Ich weiss es nicht. Mir ist nur eines klar: Wir müssen unseren Lebensstil ändern – alles andere wäre unverantwortlich.

Christlicher Glaube, auch der an die Endzeit, heisst nicht, die Welt aufzugeben, wie es Ihre christlichen Freunde offenbar tun. Sie setzen auf das individuelle Seelenheil und stellen Aufgaben, die bei nüchterner Betrachtung lösbar wären, in einen mythischen Rahmen. Diese Art von Endzeitglaube macht aus allen Problemen ein apokalyptisches Gemisch und sieht dafür einen Verantwortlichen: den Teufel. Diesen zuständig zu machen für Probleme, die wir uns selbst eingebrockt haben, ist für mich keine Lösung. Und auf Umkehr zu verzichten, weil sich alles sowieso auflösen wird, finde ich verantwortungslos. Das ist so, wie wenn man nach dem Fest das Wegräumen des Drecks den anderen überlässt.

Die Botschaft von Jesus hingegen eröffnet uns neue Handlungsmöglichkeiten: Wir gehen den Weg der Umkehr, statt uns in eine billige, bequeme Jenessehnsucht zu flüchten.



ILLUSTRATION: VERENA STIMMER



GINA SCHIBLER

Theologin und Pfarrerin in der Kirchgemeinde Erlenbach, gina.schibler@zh.ref.ch

In der Rubrik «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein kompetentes nationales Team Fragen unserer Leserinnen und Leser. Senden Sie Ihre Anfrage an: reformiert. Zürich, Postfach, 8022 Zürich, lebensfragen@reformiert.info.

Tretet ein in die Kirche!

PROJEKT/ Der Pfarrer aus Samedan Michael Landwehr engagiert sich dafür, dass Kirchen verlässlich geöffnet werden.

Malans:
April–Oktober
täglich
8.30–19 Uhr,
November–März
täglich
9–17 Uhr
••••••••

Wer die Dorfkirche in Samedan besuchen möchte, trifft vor der Kirchentür auf einen grossen Holzschlüssel, auf dem steht: «Schlüssel im Blumenladen gegenüber». Jeder, der das Gotteshaus betreten möchte, hat hier also die Möglichkeit, es zu Ladenzeiten zu tun. Doch das ist nicht überall der Fall. In vielen Kirchgemeinden sind die Kirchen nicht verlässlich geöffnet. In anderen müssen sich Kirchenbesucher an festgesetzte Öffnungszeiten halten. So heisst es in der Martinskirche in Chur: täglich von 7.30 bis 19 Uhr. Abends ist die Kirche auch in Zizers geschlossen – Stille und

Frieden müssen also an einem anderen Ort gesucht werden. Dieses Problem gibt es in Champfèr nicht. Die Kirche ist hier durchgehend geöffnet. Angst vor Vandalismus gibt es in dieser Kirchgemeinde offensichtlich nicht.

GASTFREUNDLICH. Mit der Frage nach verlässlich geöffneten Kirchen befasst sich Michael Landwehr seit rund neun Jahren. Der Pfarrer aus Samedan ist Vizepräsident der Kommission Kirche und Tourismus des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) und Projektleiter von «Verlässlich geöffnet». Ziel ist, die Kirchentüren für die Menschen wieder zu öffnen, dies ganz nach dem Motto: «Nahe bei Gott – nahe bei den Menschen».

**Arosa –
Dorfkirche:**
täglich
8–18 Uhr
••••••••

Schnaus:
Schlüssel vor
Ort erhältlich
••••••••

gemäss Landwehr kann jede offene Kirchentüre dazu beitragen, dass Menschen wieder Zugang zu Fragen des Glaubens finden. «Wir sollten davon wegkommen, alles, was mit Glaube zusammenhängt, auf kirchliche Programme und Aktionen zu begrenzen», meint der Pfarrer von Samedan. Kirche sei mehr als nur Gottesdienst am Sonntagmorgen um zehn Uhr und müsse ihre Alltagsrelevanz leben. «Offene Kirchen sind einladende und gastfreundliche Kirchen, die ebensolche Gemeinden widerspiegeln können und Kirche und Glauben auch nach aussen öffnen», so Landwehr weiter.

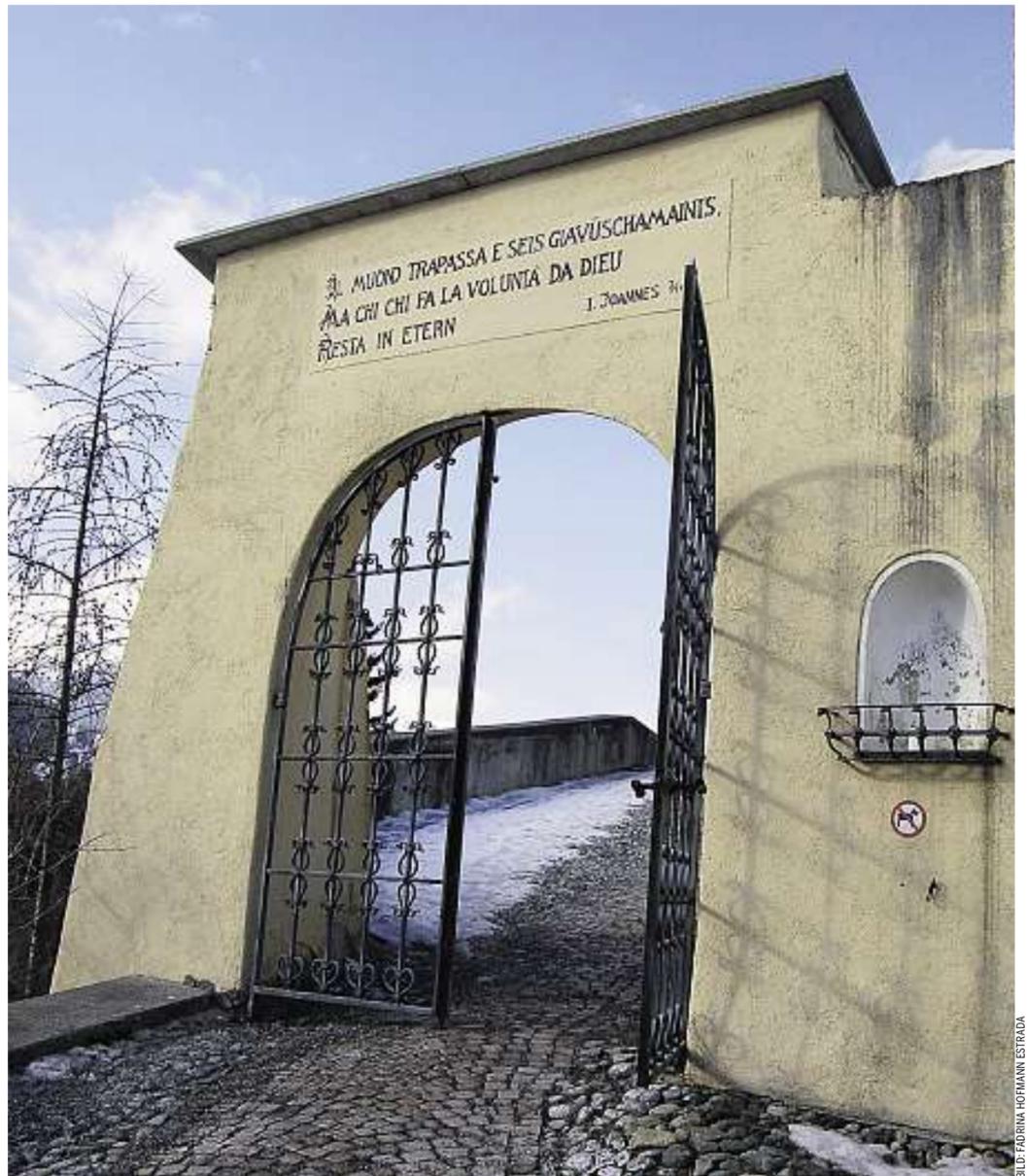
VERLÄSSLICH. Kirchen erleben eine Renaissance als Orte der Besinnung und Zuflucht. Die Erfahrungen zeigen, dass die Menschen die offenen Kirchen schätzen, seien es Einheimische oder Gäste. In Samedan wird vom Angebot reichlich Gebrauch gemacht, so Landwehr. «Ich merke, dass die Leute diese göttlich-spirituelle Nähe, die sich in der Kirche offenbart, auch suchen», sagt er. Kirchen seien Lebensräume, nicht Museen. Hier sollen Menschen jeden Alters und jeder Glaubensrichtung herkommen und sich eine Auszeit vom Alltag gönnen. Darum appelliert er an die Kirchgemeinden, ebenfalls ein Modell der verlässlich

Zizers:
tagsüber
••••••••

geöffneten Kirchentüre umzusetzen. «Die von der Kirchgemeinde geprägte und doch für alle offene und ungezwungene Atmosphäre ist ihr Gottesdienst im Alltag»,

steht mitunter in der von der Landwehr realisierten Broschüre «Verlässlich geöffnet». Das Angebot soll aber möglichst niederschwellig gehalten werden, damit die Kirchgemeinden motiviert und nicht gehemmt werden. Eine Möglichkeit sind automatische Türsysteme, andere sind fixe Öffnungszeiten oder wie in Samedan ein Hinweis, wo der Schlüssel für die Kirchentüre zu finden ist. Tipps für die Umsetzung gibts bei www.kirche-tourismus.ch von der Kommission Kirche und Tourismus des Schweizer Evangelischen Kirchenbunds. **FADRINA HOFMANN ESTRADA**

Fardün:
durchgehend
••••••••



Geöffnete Kirchentüren und Friedhofstore signalisieren auch gegen aussen hin eine gastfreundliche Kirchgemeinde

BILD: FADRINA HOFMANN ESTRADA

marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 31

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel 061 313 77 74
Bern 031 312 95 51
Ostschweiz 071 640 05 50
Zürich 052 672 20 50
www.zum-du.ch

**Hier könnte
Ihr Inserat
stehen!**
Ein Inserat dieser
Grösse kostet Fr. 55.–.
Damit erreichen Sie
38'000 Leser im
Kanton Graubünden.
Dodo Bader, Telefon direkt: 044 268 50 31

FLEXO
Innovative Handlauf-Systeme
**HANDLÄUFE
INNEN + AUSSEN!**
• günstige Preise
inkl. Montage
• Fachberatung
• grosse Auswahl
Beratung
u. Montage
in Ihrer
Nähe!
www.flexo-handlauf.ch
☎ 052 534 41 31

**Johann Sebastian Bach
Johannes-Passion**
Freitag 8. April, 20 Uhr
Kath. Kirche Thusis
Samstag 9. April, 20 Uhr
Martinskirche Chur
Sonntag 10. April, 17 Uhr
Grossmünster Zürich
Miriam Feuersinger Sopran
Markus Forster Altus
Valentin Johannes Gloor Tenor
Samuel Zünd Bass
Hubert Michael Saladin Bass
Le Phénix Barockorchester
Kammerchor Chur
Heinz Girschweiler Leitung
Vorverkauf ab 7.3.2011:
Thusis: Buchhandlung Kunfermann
Chur: Buchhandlung Schuler, Grabenstrasse 9
Zürich: Musik Hug, Limmatquai 28
ab sofort, alle Konzerte: 076 406 62 26 / kammerchor.chur@web.de



Jede Minute erblindet ein Kind

Sie können das ändern. Mit nur **50 FRANKEN** ermöglichen Sie eine Augenoperation und verändern so das Leben eines Grauen-Star-Blinden. **180 FRANKEN** kostet die Operation eines Kindes unter Vollnarkose. Helfen Sie mit!

cbm
Christoffel Blindenmission
Postfach, 8027 Zürich, Telefon 044 202 2171
info@cbmswiss.ch, Spenden PC 70-1441-5

Online-Spenden: www.cbmswiss.ch

AGENDA

MUSIK

Passionskonzert. Der Kammerchor Chur und das Barockorchester «le phénix» führen die Johannes-Passion von Johann Sebastian Bach auf. **Daten/Orte:** 8. April, 20 Uhr, katholische Kirche Thusis; 9. April, 20 Uhr, Martinskirche Chur; 10. April, 17 Uhr, Grossmünster Zürich. **Info:** www.kammerchorchur.ch

Davoser Abendmusik. Das Vokalensemble Cantilena Davos singt Werke von Ch. H. Rinck, Ch. Gounod, S. Barber, u.a. **Datum:** 13. März; **Ort:** Herz-Jesu-Kirche, Davos Dorf; **Zeit:** 20.30 Uhr, www.musikforum-davos.ch

KIRCHE

Frauengottesdienst. Frauen feiern Gottesdienst – unter diesem Motto finden allmonatlich, jeden dritten Mittwoch (ausgenommen Verschiebung wegen Schulferien), Gottesdienste nur für Frauen statt. **Datum:** 16. März; **Zeit:** 19.15 Uhr; **Ort:** Evangelisch-reformierte Kirche Chur-Masans; **Thema:** «Mädchen, ich sage dir, steh auf!» (Markus, 5, 35–43).

VORTRAG

Das Sterben leben. Sterbebegleitung zwischen Würde und Wirklichkeit; Vortrag von Dr. Christina Tuor-Kurth, Leiterin des Instituts für Theologie und Ethik beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK). **Datum:** 10. März; **Zeit:** 20 Uhr; **Ort:** Sali beim Pfarrhaus Jenaz.

TREFFPUNKT

Evangelische Frauenhilfe. März-Morgentreffs der Evangelischen Frauenhilfe Graubünden. Am **15. März**, 9.15 bis 11 Uhr. **Ort:** Lavin, Chasa Fliana; **Thema:** Gian Battista Cattaneo (1745–1831), Das abenteuerliche Leben eines Engadiner Pfarrers, der nach Russland auswanderte. **Referent:** Pfarrer Holger Finze-Michaelsen, Jenaz; **Anmeldung/Info:** Karin Last, Via Cruscheda 1, 7504 Pontresina, 081842 64 18 oder 079 265 22 08, karinlast@gmx.ch. **26. März**, Jahresversammlung, **Zeit:** 14 Uhr; **Ort:** Evangelische Alterssiedlung Masans, Chur; **Programm:** Traktanden, Einlage der Flötengruppe Sobatino, gemeinsamer Zvieri; **Anmeldung/Info:** Petra Luck, Sonnenstutz 10, 7000 Chur, 081 353 50 57, info@frauenhilfe-gr.ch, www.frauenhilfe-gr.ch

KURSE

Theologiekurs. Themen der Theologie im dreijährigen Theologiekurs erarbeiten. **Veranstalter:** Ev.-ref. Landeskirche Graubünden; **Ort:** Kirchgemeindehaus Commander, Chur; **Zeit:** dienstags, 19.15 bis 21.45 Uhr, plus Kurswochenenden und Studientage; **Kosten:** 800 Franken pro Jahr; **Anmeldung und Info:** Pfarrer Kaspar Kunz, Präz, 081 651 12 34, Rita Insel, Küblis, 081 332 16 33.

Kinderfragen. «Theologisieren» mit Kindern? Geht das? Tagung mit Inputs für die eigene Praxis. **Datum:** 26. März; **Ort:** Kirchgemeindehaus Schiers; **Anmeldung bis 12. März:** Fachstelle Kind und Kirche, Pfarrerin, Wilma Finze-Michaelsen, Garaia 124, 7233 Jenaz, 081 332 16 49, wilma.finze@gr-ref.ch **Kooperative Lernmethoden.** Weiterbildung für Religionslehrkräfte. **Datum:** 26. März; **Ort:** Centrum Obertor, Welschdörfli, Chur; **Veranstalter:** Fachstellen Religionsunterricht und Pädagogische Hoch-

TIPP



Junge Muslima warten auf den Zug

Koffer voller Fragen

INTEGRATION/ Wenn zwei Kulturen aufeinandertreffen, entstehen viele Fragen. Aber weil man nicht aufdringlich erscheinen will, behält man diese oft für sich. So entstehen manchmal Vorurteile. Ein Koffer voller Fragen bietet Eingewanderten, Schweizerinnen und Schweizern die Möglichkeit, spielerisch miteinander zu kommunizieren; an sechs Spielnachmittagen im Kirchgemeindehaus Commander, erste Daten: 26. 2. / 19. 3. / 30. 4.

PROGRAMM: www.balikatan.ch, Begegnungszentrum für Migrantinnen und ihre Familien, Anlass unterstützt von der kant. Integrationskommission und der Ev.-ref. Landeskirche

schule Graubünden; **Anmeldung bis 12. März:** Katechetisches Zentrum Graubünden, 081 254 36 00, info@gr.kath.ch

Lebens-/Trauerseminar. Im Verlieren Neues gewinnen. Imaginationen und Rituale aus christlichen Kraftquellen. **Datum/Ort:** 4. bis 6. März, Magdenau; **Leitung:** Fabienne Bucher, Spitalseelsorgerin, 071 310 18 21, Margrit Lanz, Pflegefachfrau HF, 062 922 80 75; **Info:** www.lebenszeiten.ch

REISEN

Kunstwanderungen. Jahresprogramm unter www.kunstwanderungen.ch. **Anmeldung/Info:** dieter.matti@bluewin.ch oder Dieter Matti, Stulserstrasse 43B, 7484 Latsch ob Bergün, 081 420 56 57, Telefax: 081 420 56 58.

RADIO-TIPPS

Radio Rumantsch. Pregia curta u meditaziun, dumengia, a las 9.15, repetiziun a las 20.15:

6. 3. Martin Bearth, Mustér, catolic
20. 3. Jon Janett-Guidon, Scuol, reformà
27. 3. Clau Martin Bieler, Wielenbach, catolic

Radio DRS 2. Gesprochene Predigten, sonntags um 9.45 Uhr:

6. 3. Hanspeter Betschart (kath.); Martin Dürr (ref./meth./freikirchl.)
13. 3. Thomas Markus Meier (kath.); Heidi Oppliger (ref./meth./freikirchl.)
20. 3. Matthias Loretan (kath.); Ralph Kunz (ref./meth./freikirchl.)
27. 3. Reformierter Gottesdienst aus Luzern (Brot für alle / Fastenopfer)

Radio Grischa. «Spirit, ds Kirchamagazin uf Grischa». Sendung mit Katharina Peterhans, sonntags, 9.20 Uhr. www.gr-ref.ch.

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 01/11: Lernen lieber in der Muttersprache

TENDENZIOSE TITEL

Ich danke Ihnen, dass Sie sich des Themas «Rumantsch Grischun im Religionsunterricht» annehmen. Sie stellen die Fakten richtig dar, aber ihren Titel empfinde ich als tendenziöse Berichterstattung. Soll damit etwa suggeriert werden, dass überall dort, wo Lehrmittel auf Rumantsch Grischun eingesetzt werden (nicht nur im Religionsunterricht!), die Schüler etwa nicht in der Muttersprache unterrichtet werden? Nach dem Volksbeschluss von 2005 wird jetzt im Münstertal in der Schule Rumantsch Grischun gelesen und geschrieben, gesprochen wird dagegen weiterhin das einheimische Idiom. Genau so läuft es doch auch in den deutschsprachigen Schulen der Schweiz: Lesen und Schreiben = Hochdeutsch; Reden = Schwyzerdütsch. Oder würden Sie auch dort meinen, dass die Schüler deshalb nicht in ihrer Muttersprache unterrichtet werden? Ihr Titel würde dagegen sehr gut überall dorthin in Romanisch-Bünden passen, wo stillschweigend einfach auf Deutsch unterrichtet wird ... Cun cordials salids.

HANS-PETER SCHREICH, STA. MARIA

REFORMIERT. 01/11: Rentner und Student, Christ und Freimaurer

OFFENHEIT ÜBERSCHRITTEN

Wie kann es sein, dass Sie die Freimaurer so bagatellisieren? Hat die Journalistin eine Ahnung, wer Freimaurer sind und was sie tun? Ist die reformierte Kirche nun den Freimaurern nahe? So zumindest klingt dies in diesem Artikel und dies hat mich sehr erstaunt. Ist es erwünscht, dass Theologiestudenten auch Freimaurer sind und sich dazu auch bekennen? Soll dies Offenheit der Kirche signalisieren? Ich finde es schon sehr fraglich, dass meinem Sohn im Unterricht der reformierten Kirche Mutschellen Karten gelegt wurden (auch Tarot genannt), auch wenn dies zum Thema passte, müssen ja nicht schwarzmagische Praktiken gezeigt werden. Da habe ich schon Mühe und verstehe nicht, was dies soll. Wenn ich mit Jugendlichen über Drogen spreche, gebe ich ihnen ja auch keine Drogen. Begriffen hat er am Schluss auch gar nicht, was dies sollte, also wurde auch der Zweck nicht erfüllt. Man kann die Offenheit in jeder Hinsicht auch überschreiten.

PASCAL HÄUSERMANN

CHRISTUS ALLEIN

«Christ und Freimaurer» – ein Chamäleon? Das christliche Verständnis der göttlichen Botschaft ist dem Gedankengut eines Freimaurers in keiner Weise gleichzusetzen. Dies wird verdeutlicht durch die Tatsache, dass der

Geist der Freimaurerei dem auferstandenen Jesus Christus die Alleinherrschaft streitig macht.

HANS OSWALD, STÄFA

REFORMIERT.ZH 28.1.2011
Von den Urzeiten bis zu den Fragen für die Zukunft

GEWISSENSFRAGE

Es geht nicht primär um die Frage, ob wir Strom herstellen wollen oder nicht. Vielmehr ist es eine Gewissensfrage: Nehme ich in Kauf, dass wir hochgiftigen Abfall herstellen, der die zukünftigen Generationen während 100 000 Jahren belasten und bedrohen wird, nur damit wir auf bequeme Art weiter Energie verschwenken können? Die Uranvorräte sind nicht unendlich. Prognosen sagen, dass bei gleichbleibendem Verbrauch noch etwa für 70 Jahre Uran vorhanden ist. Da solche Prognosen von den Befürwortern in Frage gestellt werden, sind wir grosszügig und multiplizieren diese mit dem Faktor 5, also 350 Jahre. Da sich eine Zeitspanne von 100 000 Jahren nur schwer vorstellen lässt, kürzen wir das Verhältnis zwischen Nutzdauer und Lagerdauer. 100 000 / 350 = 286. Wer würde eine Technologie bewilligen, die uns während 1 Monat einen Vorteil verschaffen würde, jedoch, nachdem die Party vorbei ist, uns noch 23 Jahre (=286 Monate) lang Kosten und Gefahr beschere würde? @ **ROBERT HOFER**

REFORMIERT. 28.1.2011
Dossier: AKW – die Kirche ist im Kern gespalten

JETZT UND HIER

Es ist ja schön, wenn man sich um die Menschen in 20 000 Jahren sorgt. Aber wir müssen für die hier und jetzt lebenden Menschen sorgen – und das können wir, wenn nicht völlig irrational dagegen gekämpft wird und man den Atomkraftbefürwortern stets unterstellt, sie würden Atombomben bauen wollen. Ich bekenne mich als gläubigen Christen und wage es, an Atomkraft zu glauben um der Menschen willen, und ich verurteile Kampagnen, die andere Christen als Nichtchristen erscheinen lassen, nur weil diese in einem Punkt anderer Meinung sind.

DAVID KÜNZLER, HAUSEN A. A.

SICHERHEIT AUF SICHER?

Wir hatten in den letzten vierzig Jahren vier verschiedene Gesteinsarten, beispielsweise Salzstöcke oder Opalinuston, welche für die Endlagerung als «ideal» galten. Und all diese «idealen» Voraussetzungen haben sich entsetzlich relativiert. Kein Land auf der Erde hat eine sichere Endlagerung. **JOHANNES MAHLER, RÜTI**

UNHEILVOLLES ERBE

Welche Werte, welchen Zustand der wunderbaren Schöpfung wollen wir unseren Kindern hinterlassen? Sind wir bereit, sorgfältig mit Ressourcen umzugehen und sie nicht auf «Teufel komm raus» einfach zu verbrauchen.

ROSMARIE EGLI, DÜRNTEN

UNVERANTWORTLICH

Die Kirche hat auch eine Verantwortung für das wirtschaftliche Wohlergehen ihrer Mitglieder. Haben die atomkritischen Pfarrer je herauszufinden versucht, wie viele Firmen im Kanton Bern schliessen müssten, wenn ihre alternativen Wunschvorstellung mit 800 Windmühlen oder zig Quadratkilometern Solarzellen verwirklicht wären? Wieso kann

eine Kirche so unverantwortlich handeln? Weil sie meilenweit entfernt ist von der wirtschaftlichen Realität und die Bodenhaftung verloren hat. @ **KURT SCHMID**

UNQUALIFIZIERT

Unqualifizierte Äusserungen wie jene von Pfarrer Burkhard von der Arbeitsgruppe Christen und Energie (ACE) sollten nicht veröffentlicht werden. Dass vor zwei Milliarden Jahren «natürliche» Atomkernspaltung stattgefunden haben soll, ist eine Annahme von Wissenschaftlern. Herr Burkhard folgert daraus: «Gottes Schöpfung hat die Atomkernspaltung vor uns erfunden.» Atomkernspaltung ist etwa so «natürlich» wie Gene von Fischen in Tomaten – was dank der Wissenschaft heute Realität ist. Von den Atomlobbyisten wird nichts unversucht gelassen, die Atomenergie von ihrem real existierenden Makel reinzuwaschen. Sie scheut sich nicht einmal, die tödliche Radioaktivität als «wertvollen Rohstoff späterer Generationen» zu vermarkten. Diese Absurdität ist kaum zu überbieten.

ELISABETH SCHLATTER, FLURLINGEN

IHRE MEINUNG interessiert uns. Schicken Sie uns Ihre Zuschrift elektronisch: redaktion.graubuenden@reformiert.info.

ODER PER POST: «reformiert.» Redaktion Graubünden, Wiesentalstrasse 89, 7000 Chur.

ÜBER AUSWAHL und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

IMPRESSUM/

«reformiert.» Graubünden
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden

Abonnemente/Adressänderungen: Südostschweiz Presse und Print AG, Postfach 508, 7007 Chur, Tel. 0844 226 226, abo.graubuenden@reformiert.info

Herausgeberkommission Präsident: Pfarrer Fadri Ratti, 7012 Felsberg

Redaktion Graubünden: Reinhard Kramm, Chur (Redaktionsleitung), Rita Gianelli-Bächler, Davos, Fadrina Hofmann Estrada, Scuol.

Redaktion Gemeindegliedern: Ursula Kobel, Bonaduz, Karin Friedrich, Saland, Reinhard Kramm, Chur.

Layout: Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss

Korrektur: Yvonne Schär, Langenthal

Adresse Redaktion: Wiesentalstrasse 89, 7000 Chur, Tel. 081 356 66 80, redaktion.graubuenden@reformiert.info

Ausgaben: Jährlich 11 Nummern

Auflage Graubünden: 38 000 Exemplare
Geht unentgeltlich an die Mitglieder der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden

Inserate: Anzeigen-Service: Preyergasse 13, 8022 Zürich, Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09, anzeige@reformiert.info

Inserateschluss (Ausgabe 25. 3. 2011): 2. März 2011

«reformiert.»

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info

Gesamtredaktion: Rita Jost, Samuel Geiser, Martin Lehmann (Bern), Annegret Ruoff, Anouk Holthuisen, Sabine Schüpbach Ziegler (Aargau), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Graubünden), Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Käthi Koenig, Christine Voss, Christa Amstutz (Zürich).

Blattmacher: Annegret Ruoff

Layout: Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss

Korrektur: Yvonne Schär, Langenthal

Gesamtauflage: 720 000 Exemplare



CARTOON **CHRISTA**

JÜRIG KÜHNLI





«Eine Stiftung ist nicht zum Wohl des Stifters da, sondern für die Leute, an die sie sich richtet»: Ursula Streit-Griessel

«Reden reicht nicht, man muss etwas tun»

PORTRÄT/ Warum sich Ursula Streit mit drei Millionen Franken für das Haus der Religionen in Bern einsetzt.

Eben aus der Karibik zurückgekehrt, wo sie den Winter verbringt, bittet Ursula Streit-Griessel strahlend in ihre Villa oberhalb des Wohlensees nahe Bern. Freimütig gibt sie Auskunft, warum sie sich mit drei Millionen Franken aus der mit ihrem verstorbenen Mann Rudolf Streit-Scherz gegründeten Stiftung für das Projekt Haus der Religionen in Bern engagiert. Und warum sie mit einem offenen Brief an andere Stiftungen appelliert hat, es ihr gleichzutun.

WAHRNEHMEN. Vielleicht hat es mit ihrer Kindheit zu tun: Als Protestantin besuchte sie im «stockkatholischen» Fulda eine von Nonnen geführte Schule und wurde von diesen als «Ketzerin» betrachtet. Sie studierte Sprachen, übersetzte einen Kriminalroman aus dem Amerikanischen, merkte aber bald, dass dies nicht ihre Bestimmung war. Als Presseassistentin trat sie in den Scherz-Verlag in Stuttgart ein und war sofort fasziniert vom Verlagswesen, wo sich Geld und Geist verbanden. Später heiratete sie den Verleger Rudolf Scherz, kam 1969 zu ihm in die Schweiz, wo sie die renommierte Firma bis zum Verkauf an die Holtzbrinck-Gruppe 1996

gemeinsam führten. Dies ermöglichte ihnen die Schaffung einer Stiftung: «Wir wollten Menschen erreichen, die zwischen die sozialen Netze fallen», blickt Ursula Streit auf die Anfänge zurück. So leistet die Stiftung oft Nothilfe: «Wir haben schon unzählige Zahnsanierungen finanziert, aber auch Zusatzausbildungen für Migranten oder Installationen für Behinderte.» Letztes Jahr etwa wurde rund eine Million Franken verteilt, mit Einzelzuwendungen zwischen 1000 und 400 000 Franken.

BEURTEILEN. Noch nie jedoch vergab die Stiftung gleich drei Millionen Franken aufs Mal wie nun für das Haus der Religionen. «Wir wollten ein Zeichen setzen und auch Anreize für andere schaffen», erklärt Ursula Streit resolut. Durch einen Zeitungsartikel war sie auf das Projekt aufmerksam geworden – und fand die Idee gleich «genial». Sie sei selbst nicht religiös, aber sie glaube an den Wert jeder Religion, insbesondere wenn es um Integrationsbemühungen geht. Nachdem sie sich versichert hatte, dass das Projekt einen soliden geschäftlichen Hintergrund hat, war für sie klar: «Reden reicht

nicht, man muss etwas tun.» Und in einem offenen Brief an die Verwalter der milliardenschweren Schweizer Stiftungen setzte sie noch einen drauf. Das Haus der Religionen sei ein «einmaliges Projekt», das Zeichen setze für die Schweiz und Europa.

HANDELN. Dass ihr Ruf bisher kein konkretes Echo gefunden hat, überrascht Ursula Streit nicht: «Viele haben Berührungspunkte vor dem Thema, man will nicht anecken.» Stiften heisse aber doch schenken, und da sollte man grosszügiger denken, sagt sie temperamentvoll. Eine Stiftung sei nicht zum Wohl des Stifters da, «sondern für die Leute, an die sie sich richtet». Deshalb hätten ihr Mann und sie auch bestimmt, dass das Stiftungsvermögen zehn Jahre nach ihrem Tod aufgebraucht sein müsse.

Vorerst ist die Rentnerin aber noch fit. Der Abend gehört dem Training im Fechtclub Bern, den sie ebenso präsidiert hat wie den Schweizerischen Fechtverband. Als sie dieses Amt 2001 abgab, schrieb die NZZ über Ursula Streit, der Begriff «Powerfrau» gefalle ihr nicht. Warum eigentlich nicht? **PETER ABELIN**

HAUS DER RELIGIONEN

Das geplante Haus der Religionen am Europaplatz in Bern soll ein Ort der Begegnung zwischen den Religionen sein. Das 10-Millionen-Projekt ist Teil einer Gesamtüberbauung mit Grossverteiler, Hotel, Altersresidenz, Büros und Wohnungen. Der Baubeginn ist im Frühling vorgesehen, der Bezug im Herbst 2013. Für das Haus der Religionen fehlen aber noch fast vier Millionen Franken.

Infos im Internet:
www.haus-der-religionen.ch

GRETCHENFRAGE

ANGELIKA OVERATH

«Auf Reisen habe ich einen Schutzengel dabei»

Frau Overath, wie halten Sies mit der Religion?

Ich bin in einer streng katholischen Familie aufgewachsen und habe während sechs Jahren als Externe eine dominikanische Klosterschule besucht. Meine Kindheit war also religiös. Im Alter von vierzehn Jahren habe ich die Literatur entdeckt.

Was hat das bewirkt?

Die Folge war ein Wechsel von der Religion hin zur Literatur. Die christliche Glaubensbotschaft wurde damit zu einer unter anderen. Für mich war Jesus Christus auf einmal nichts Sicheres mehr.

Und wie religiös leben Sie heute?

Religiöse Erfahrungen in der Kindheit sind sehr prägend. Trotzdem bin ich mit 38 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten. Heute würde ich mich als «gläubige Heidin» bezeichnen. Ich bin überzeugt, es gibt etwas, das uns übersteigt, etwas, das wir nicht erfassen können. Wir sind Geschaffene.

Wenn ich auf Reisen bin, habe ich stets eine Zeichnung von meinem jüngsten Sohn dabei, die einen Schutzengel zeigt: Ich glaube also an eine Kinderzeichnung.

Und wie erziehen Sie Ihre Kinder? Nach christlichen Werten?

Meine drei Kinder sind nicht getauft, haben aber immer den Religionsunterricht besucht. Sie sollen selbst entscheiden können, ob sie das christliche Angebot wahrnehmen möchten. Zu Hause leben wir ethische und moralische Werte, die dem christlichen Glauben entsprechen: Menschlichkeit, Rücksichtnahme, Gemeinschaft, Teilen. Meine Kinder spüren, dass ich an Menschen glaube.

Beten Sie?

Ich schreibe. Obwohl ich es leichter fände zu beten. Aber man kann doch nicht glauben, bloss, weil es leichter wäre.

INTERVIEW: FADRINA HOFMANN ESTRADA



ANGELIKA OVERATH, 54, arbeitet als Reporterin, Literaturkritikerin und Dozentin. Sie lebt mit ihrer Familie in Sent. Kürzlich ist ihr neuestes Buch «Alle Farben des Schnees» erschienen.

AUF MEINEM NACHTTISCH

EIN RUSSLANDSCHWEIZER ERZÄHLT

Lebensgeschichte zwischen zwei Welten



Albrecht Merkel ist Pfarrer in der Pastoralgemeinschaft Grünsch-Fanas.

KLASSISCHER AUSWANDERER. Vadim Davatz. Ein russischer Vorname, ein Bündner Nachname. Der Name des Autors kündigt es an: Hier werden gewohnte Distanzen überboten. Nach Wilna war der Urgrossvater ausgewandert, wo er ganz klassisch für einen Bündner eine Konditorei betrieb.

GELEBTE ZEITGESCHICHTE. Vadim Davatz ist 1930 geboren. Seit 1917 beherrschten die Bolschewiken Russland. Die Zwanzigerjahre hatten durch eine freiere ökonomische Politik bessere Zeiten gebracht, aber das war 1928 vorbei. Wir können im Buch wahrnehmen, wie Menschen es verstehen, auch unter härtes-

ten Bedingungen ein Leben zu führen, bei dem trotz allem Überlebenskampf innige Familienbeziehungen gelebt werden.

VERSTECKTE HERKUNFT. Die Schweizer Herkunft ist zu einer Legende geworden, die zwar hochgehalten wird, zugleich verschwiegen und der Stammbaum in einen Paravent eingenäht. Versteckt, aber nicht vernichtet. Der stalinistische Terror geht nicht an der Familie Davatz vorbei. Der Grossvater wird ohne Grund erschossen.

ERFÜLLTES LEBEN. 1943 wird der weite Weg nach Westen angetreten, mit dem dreizehn-

jährigen Vadim. Anrührend ist, wie der heute Achtzigjährige seine erste Begegnung mit dem, was nur noch Legende war – mit der Schweiz im Jahre 1946 – beschreibt. Ein erfülltes Leben war ihm beschieden, doch der gewaltsam entfernte und getötete Grossvater geht mit. Der Leser kann im Buch «Meine Lebensgeschichte – ein Russlandschweizer erzählt» Weltgeschichte auf Personenebene kennenlernen.

Meine Lebensgeschichte – ein Russlandschweizer erzählt. Zu beziehen bei Vadim Davatz, Eichholzweg 3, 3254 Messen, Tel. 031 765 58 88. ISBN 978-3-033-02458-8.